

bulletin

Das Magazin der Credit Suisse | www.credit-suisse.com/bulletin | Nr. 2 | April/Mai 2003

Eigenheim

**Häusle bauen war noch nie
so günstig wie heute**

Pharmabranche

**Fettleibigkeit lässt die
Kassen klingeln**

Lust und Laster

Süsser Schokoladenwahn



Flüsse

Richten Sie sich ein. Wir sind für Sie da.

BOX. Die Haushaltversicherung der Winterthur.



Für alle Fälle, 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr.
Sie erreichen uns unter Telefon 0800 809 809
oder über www.winterthur.com/ch. Oder direkt bei Ihrem Berater.

winterthur

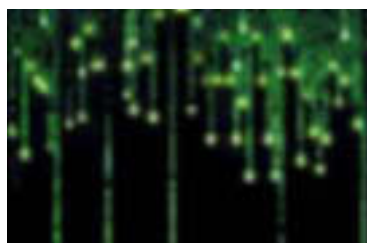


Gut unterwegs nach Rotterdam

Köln liegt am Rhein. Der Rhein ist ein mächtiger Fluss. Seine Quellen entspringen hoch oben in den Schweizer Alpen. Hunderte von Rinnsalen, Bächen und grösseren Zuflüssen lassen ihn auf seinem Weg quer durch Europa, vorbei an Köln, zu einem mächtigen Strom anschwellen, der schliesslich bei Rotterdam ins Meer mündet. Flüsse sind das Schwerpunktthema dieses Bulletin. Das hat – einmal abgesehen von Geldflüssen – eigentlich nichts mit dem Finanzkonzern Credit Suisse zu tun. Trotzdem widmet sich das Bulletin auf mehr als 20 Seiten Flüssen aller Art. Warum? Das Bulletin will mehr sein als ein Sprachrohr des Konzerns. Es hüllt seine Kernkompetenzen – Wirtschafts- und Bankenthemen – in einen unterhaltsamen Mantel, dessen Geschichten über die Konzerngrenzen hinaus interessieren. Über allem steht der journalistische Anspruch, die Texte mit einer allgemein verständlichen Sprache einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Unsere Leser schätzen das. Eine kürzlich durchgeführte repräsentative Befragung zeigt: Mehr als 70 Prozent sehen

im Bulletin eine gelungene Mischung aus Bankpublikation und eigenständigem Magazin. Dieses Konzept hat auch die Jury des internationalen Wettbewerbs «Best of Corporate Publishing 2003» in Köln überzeugt. Sie hat das Bulletin der Credit Suisse unter 326 Kundenmagazinen in der Kategorie «Geld und Beratung» mit der Silbermedaille ausgezeichnet. Die Ehre dieses Erfolgs gebührt nicht einer oder einzelnen Personen. Wie der Rhein ist das Bulletin das Ergebnis vieler Einzelleistungen. Erst die Summe aller Beiträge bringt das Ganze zum Fliessen. An der Quelle braucht es zudem einen Konzern, der sich der 109-jährigen Geschichte und der journalistischen Offenheit des Bulletin verpflichtet fühlt. Das Bulletin-Team sieht sich mit dieser Auszeichnung in seinem Bestreben bestätigt, das Heft inhaltlich wie grafisch immer wieder von neuem zu hinterfragen. Nur deshalb durften wir weit den Rhein hinunterreisen, um mit einem Preis geehrt zu werden – auch wenn Köln noch nicht Rotterdam ist.

Daniel Huber, Chefredaktor Bulletin



Schwerpunkt: Flüsse

- 8 Natur** Freier Lauf für Schweizer Flüsse
- 12 Verkehr** Nach dem Stau ist vor dem Stau
- 16 Gesellschaft** Datenflut führt zu Informationsdürre
- 20 Lebenskraft** Energiestaus machen krank
- 22 Geld** Hawala – wo der Handschlag Geld wert ist
- 26 Expedition** Glarner Zimmermann entdeckt Nigerquelle

Bademöblichkeiten

www.integral-mc.ch -03



Im besten Bäder- und Küchenmarkt der Schweiz

Ein Klo, ein Lavabo, eine Wanne – und fertig ist das Badezimmer. Schade, denn mit den Badezimmermöbeln fängt der Einrichtungsspass doch erst an. Designschrank sei Dank. Oder darf es ein Doppelwaschtisch sein, der nicht nur für Zwillinge gedacht ist? Badezimmer-Wohnkultur – die gibts in unseren Ausstellungen pur: exklusives Möbel-

design von Sanitas Troesch oder namhafte Kollektionen aus aller Welt. Vom Handtuchhalter bis zur Regalsäule. Von der kompetenten Beratung bis zur prompten Lieferung. Für jedes Budget und für jeden Geschmack. Also – auf in die trendigste Badezimmerschau der Schweiz. Damit Sie ja nichts verpassen.



Das führende Haus für Küche und Bad

Basel • Biel/Bienne • Carouge-Genève • Chur • Contone • Crissier • Develier • Jona-Rapperswil • Köniz-Bern • Kriens • Lugano • Olten • Sierre • St. Gallen • Thun • Winterthur • Zürich
www.sanitastroesch.ch



Aktuell

- 31 Kurz und bündig** Swissmill gewinnt Unternehmens-Oscar
- 32 Medaille** Das Bulletin erhält einen Platz auf dem Podest
- 33 Forum** Gehört die Formel 1 ins letzte Jahrhundert?
- 33 @propos** Textverarbeitungsprogramm hasst Browser
- 34 Corporate & Retail Banking** Der neue Chef ist zuversichtlich
- 35 Vorsorge** Lebensversicherung schützt Anlagefonds
- 36 Eigenheim** Vier eigene Wände zum Spartarif
- 37 Nach-Lese** Buchtipps für Wirtschaftsleute
- 38 Investieren** Quadratur der Renditen – Gewinne trotz Verlusten
- 39 Neu im emagazine** Gewinnen Sie ein PowerBook G4!



Wealth Management

Strategy

- 41 Finanzeditorial** Schuldenberge werfen lange Schatten
- 42 Prognosen** Die Aussichten für die nächsten zwölf Monate
- 43 Konjunktur** Im Krebsgang kanns nicht aufwärts gehen
- 44 Aktien** Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer
- 46 Obligationen** Ernüchterung hält Optimismus in Schach
- 47 Währungen** Der Dollar verliert seinen Spielraum
- 48 Alternative Anlagen** Sich regen bringt Segen
- 49 Anlagetipp** Die positive Rendite ist das Mass aller Dinge

Topics

- 50 Vorsorge** Langfristige Perspektiven sind gefragt
- 54 Informatik** Wer jetzt nicht rastet, ist gut gerüstet
- 56 Pensionskassen** Schwarze Aussichten wegen roter Zahlen
- 60 Pharma** Mit Speck macht man Mäuse



Lust und Laster

- 64 Schokolade** Der Siegeszug der zartschmelzenden Trösterin

Sponsoring

- 68 Stargeiger** Maxim Vengerov pfeift auf Verbote
- 70 Wasserspass** Kühnes Theater im Baggersee
- 71 Agenda** Kultur und Sport im Überblick
- 71 Kultur in Kürze** Leise Lauten, flache Berge, Buster Keaton



Leaders

- 72 Beatocello** Schweizer des Jahres 2002 bleibt unbeirrbar



Spätestens jetzt würden unsere

Nur einen Moment nicht aufgepasst, schon folgt die Strafe auf dem Fuss. Und was zu Hause gilt, trifft erst recht auf den Strassenverkehr zu: Unachtsamkeit ist eine häufige Unfallursache. Deshalb erforschen wir Autos, die selbständig Hindernisse erkennen und dem Fahrer helfen, Unfälle zu vermeiden. Schon heute arbeitet die DaimlerChrysler Forschung an solchen intelligenten Technologien. Für die Automobile von morgen.

Tiefere Einblicke in die Vision vom ‚Unfallfreien Fahren‘ erhalten Sie unter: www.daimlerchrysler.com.



0370001 DCC/SWGER

Autos Sie warnen.

DAIMLERCHRYSLER
Answers for questions to come.



Die Natur macht's vor: Durch das unberührte Aegeriried bei Rothenturm – das grösste Hochmoor der Schweiz – sucht sich der Biber-Bach mit seinem



Wasser-Fluss

prächtigen Mäander gemächlich seinen Weg.

Gebt den Flüssen ihren freien Lauf!

Über 200 Jahre lang wurden die Flusslandschaften in der Schweiz verbaut und zwischen Dämme gezwängt. Jetzt erhalten die Flüsse an einigen Stellen endlich wieder mehr Raum. Dies nützt nicht nur der Natur, auch die Menschen gewinnen dazu. **Markus Hostmann, Buchautor**

➤ Am natürlichen Fluss ist alles in steter Bewegung: Das Wasser nagt an den Ufern und trägt Sediment und Steine fort. Bäume werden unterspült und fallen ins Wasser, abgebrochene Äste werden zu Holzhaufen getürmt. Bei Hochwasser tritt der Fluss über die Ufer und überschwemmt das Umland. Sümpfe und Auenwälder säumen das Flussufer. Gelegentlich ändert der Fluss auch seinen Lauf und lässt Altarme und trockene Kiesflächen entstehen. Naturbelassene Flusslandschaften bilden dadurch einen abwechslungsreichen Lebensraum, an den sich eine reiche Tier- und Pflanzengemeinschaft angepasst hat.

Der Mensch korrigiert

In den letzten 200 Jahren geriet dieser Lebensraum allerdings immer stärker unter Druck: Fast alle Flüsse der Schweiz wurden verbaut, zwischen Dämme gezwängt und vom Umland abgeschnitten. Das Umland wurde zudem trockengelegt und für die Landwirtschaft, den Bau von Verkehrswegen, Industrie und Siedlungen genutzt. In den Bergregionen hat man grosse Speicher-

kraftwerke gebaut, um die Wasserkraft als erneuerbare Energiequelle zu nutzen. Dadurch konnten zahlreiche, auch abgelegene Gebiete an der wirtschaftlichen Entwicklung teilhaben. Den Preis dafür zahlte die Natur. Der Lebensraum Aue ist in den letzten 200 Jahren um etwa 90 Prozent geschrumpft – was wiederum auch für uns Menschen direkte negative Folgen hatte. So verkamen vielseitige Flusslandschaften zu monotonen Einöden. Zudem boten die technischen Flussverbauungen keinen zuverlässigen Schutz vor Hochwasser. Auch der Wasserhaushalt wurde durch die Eingriffe gestört.

Jetzt hat ein Umdenken stattgefunden. Verschiedene Schweizer Elektrizitätswerke bieten seit einigen Jahren Ökostrom an. Strom aus Wasserkraftwerken darf sich dann Ökostrom nennen, wenn diese das Gewässerökosystem schonen. Zum Beispiel mit Fischtreppe oder naturnaher Ufergestaltung. Auch sonst wird aber an Flüssen «zurückgebaut». Nebst Umweltorganisationen setzen sich auch Bund, Kantone und Gemeinden für die Bedürfnisse der Natur ein. Die Vision des Bundesamts für Wasser

und Geologie (BWG) lautet zum Beispiel: «Die neu gestalteten Fliessgewässerräume mit Ufervegetation bremsen den Abfluss und erfreuen – als Lebensraum für Flora und Fauna – das Auge des Betrachters.» Man will die verbauten Flüsse revitalisieren. Darunter versteht man das Wiederherstellen einer naturnahen Flusslandschaft, in der sich das Ökosystem im Lauf der Zeit erholen kann. Dazu brauchen unsere Flüsse vor allem eines: mehr Raum.

Das Comeback der Aue

Wie das in der Praxis aussehen kann, zeigt ein Beispiel im Unterengadin. Das kleine Dorf Strada hatte bis vor kurzem zwei grosse Probleme: Erstens rollte der ganze Transitverkehr über die schmale Dorfstrasse – sehr zum Unmut der Anwohner. Unabhängig von der Laster-Lawine war auch die Auenlandschaft Ischla San Niclò-Strada in ihrer Funktion stark beeinträchtigt, immerhin eine Landschaft von nationaler Bedeutung.

«Ischla» heisst Insel. Doch eine Insel war die Auenlandschaft schon lange nicht mehr. Seit den Sechzigerjahren schränkten



Die Ischla, die lange ihrem Namen – zu Deutsch Insel – keine Ehre mehr machte, wird wieder beidseitig vom Inn umspült.

Die neue, durch die Auenlandschaft führende Umfahrungsstrasse von Strada durfte nur gebaut werden, wenn dafür die stark beeinträchtigte, 31 Hektaren grosse Auenlandschaft revitalisiert wird.

verschiedene Nutzungen die Aue immer mehr ein. Ein Kieswerk entnahm Geschiebe. Uferverbauungen zwangen den Inn in ein Korsett. Ufernahe Flächen wurden landwirtschaftlich genutzt. Zudem floss seit Inbetriebnahme der Kraftwerksstufe Pradella nur noch Restwasser bis zur Landesgrenze. Der vielarmige Inn mit seinen dynamischen Inseln verkam zum traurigen, eingegengten Rinnsal, und weil der Geschiebenachschub fehlte, senkte sich der Fluss zudem immer tiefer ab.

Zur Entlastung des Dorfs Strada sollte schliesslich auch noch eine Umfahrungsstrasse gebaut werden, die ein Zehntel der 31 Hektaren grossen Aue beanspruchte. Mit einer Sonderbewilligung für den Strassenbau wurde der Kanton aber verpflichtet, die stark beeinträchtigte Auenlandschaft zu revitalisieren. Mittlerweile ist der Dorfkern vom Durchgangsverkehr befreit und die Auenlandschaft wurde ökologisch aufgewertet. Wegen des langjährigen Kiesabbaus und des dadurch mangelnden Geschiebes musste das Flussbett angehoben werden. Das Umland hingegen senkte man auf das Niveau der neuen Flusssohle ab, um so dem Inn wieder mehr Raum zu geben.

Bereits mit dem ersten grösseren Hochwasser nutzte der wiederbelebte Inn seine neuen Freiheiten. Wie einst liess er Ufer erodieren und Kiesinseln entstehen. Heute kann er sich im Bereich der Auenlandschaft auf einer Breite von mehr als 200 Metern entfalten. Erinnerungen an den Zustand vor rund 60 Jahren werden da wach. Trotzdem ist das keine Nostalgie, sondern ein Umdenken im Wasserbau: «Statt vergeblich zu versuchen, uns die Gewässer untertan zu machen, sie in eine Bahn zu zwingen und

uns dann in falscher Sicherheit zu wiegen, lassen wir ihnen heute genügend Raum. Das nützt den Tieren, den Pflanzen und den Menschen», findet auch der oberste Wasserbauer der Schweiz, Bundesrat Moritz Leuenberger.

Flüsse werden zu Kinderstuben

In einer ersten Erfolgskontrolle konnte die kantonale Fischereiaufsicht im Spätherbst 2000 im revitalisierten Abschnitt bei Strada «deutlich mehr Laichgruben von Bachforellen als in den übrigen Abschnitten» feststellen. Verantwortlich dafür ist vor allem das weit aus grössere Angebot an lockeren und gut durchströmten Kiesflächen. Sie dienen der Bachforelle als frühe Kinderstube.

In den Uferzonen tauchen nun auch wieder vermehrt Kleinfische wie die Elritze auf. Zurückgezogen in die Flachwasserzonen an den Ufern der Ischla, hat sich sogar der Flusssuferläufer angesiedelt, von dem in der Schweiz derzeit nur noch knapp 100 Paare brüten. Ferner nützen auch Erdkröten und Grasfrösche die Teiche als Laichgewässer.

Ischla San Niclò-Strada macht also Lust auf mehr. Auf mehr Revitalisierung. Letztlich profitieren ja auch Menschen von diesem Umdenken. Zum Beispiel an der Birs im Baselland, wo der verrammelte Fluss in Etappen befreit wird. Sehr zur Freude der Bevölkerung, wie eine Umfrage belegt: Drei von vier befragten Personen geben der «neuen» Birs gute Noten. Sie schätzen die wiederbelebten Abschnitte als Abenteuer-spielplätze und Naherholungsraum. Urs Zeller, Motor der Revitalisierung der Basler Birs, gibt die Devise vor: «Wir müssen vorwärts machen mit dieser schönen und befriedigenden Aufgabe.»

Fünf gute Gründe für Flussbefeuerung

Mehr Natur | Natürliche Flusslandschaften mit ihren Auen gehören zu den artenreichsten Lebensräumen der Schweiz. Gerade diese Lebensräume sind jedoch stark bedroht. Die Flussnatur ist sowohl auf seichtes wie auch auf tiefes Wasser angewiesen, auf Totholz, Kiesbänke und Uferanrisse. Hochwasser sorgt für stete Erneuerung. Nur so können die autotypischen Pflanzen und Tiere in Zukunft überleben.

Mehr Sicherheit | Naturnahe breite Flüsse mit intakten Auengebieten wissen am besten mit Hochwasser umzugehen: Wenn das Wasser über die Ufer tritt, bremst die Vegetation die Fließgeschwindigkeit. Die Aue nimmt Wasser auf und gibt es erst verzögert wieder ab.

Sauberes Wasser | Je abwechslungsreicher ein naturnahes Fließgewässer ist, desto besser kann es organische Schadstoffe abbauen und sich auf diese Weise selbst reinigen.

Mehr Naherholung | Naturnahe Flüsse sind Oasen für alle. Zum Spazieren und Radfahren, Baden und Plantschen, Fischen und Beobachten, Geniessen und Auftanken. Das Buch «Befreite Wasser» führt in etliche dieser Flussparadiese, zu Fuss, per Bike oder Inline-Skates.

Geringere Kosten | Technische Lösungen für den Hochwasserschutz sind teuer und benötigen regelmässigen Unterhalt. Viele der Kosten lassen sich einsparen, wenn der Fluss mehr Raum erhält und auf natürliche Weise sein Flussbett gestalten kann.



Das Buch zum Thema

Befreite Wasser – Entdeckungsreisen in revitalisierte Flusslandschaften der Schweiz, M. Hostmann, A. Knutti, Rotpunktverlag, WWF Schweiz, ISBN-Nr. 3-85869-243-3, Fr. 32.–, www.befreitewasser.ch

Einst durch Uferverbauungen zu einem kläglichen Rinnsal gekommen, kann sich der Inn heute über eine weite Aue ausbreiten.

Wo einst ein lärmiges Kieswerk das Geschiebe aus dem Flussbett abbaute, laichen heute wieder Bachforellen und Kleinfische. Bereits wurden auch wieder seltene Vogelarten wie der Flusssuferläufer gesichtet.





Viele Strassen lassen sich beim besten Willen nicht weiter ausbauen. Während sie den Alltagsverkehr problemlos aufnehmen können, werden sie an Stau



Verkehrs-Fluss

tagen unweigerlich zum Nadelöhr.

Dem Stau auf der Spur

Stau – der Zusammenbruch des Verkehrsflusses ist alltägliche Monotonie. Trotzdem glauben viele Autofahrer immer noch an den Traum freier Strassen. Modernste Technik und findige Physiker sollen ihn möglich machen. Doch Experten runzeln die Stirn. **Marcus Balogh, Redaktion Bulletin**

➤ Kein Unfall, keine Baustelle, kein Ferienverkehr. Trotzdem geht plötzlich gar nichts mehr. Es wird gestanden und die Minuten schleichen dahin wie Stunden. Das Phänomen ist alltäglich – ebenso wie das Rätselraten in den Autos, wenn sich der Stau überraschend in nichts auflöst. Dabei ist die Erklärung simpel. Patrick Jorand, Leiter des Informationsservice des Touring Club der Schweiz: «Stellen Sie sich eine volle Autobahn vor. So wie sie vielerorts zur Rushhour aussieht. Der Verkehr fliesst zwar noch, doch die meisten Lenker halten nur den aller-nötigsten Abstand zum Vordermann. Bremsen er, bremsen man selber auch – allerdings zeitverzögert und etwas stärker. Schliesslich muss man den «Bremsvorsprung» des Vordermannes ausgleichen. Der eigene Hintermann macht das Gleiche. Nur muss er jetzt noch stärker bremsen. Und so geht es weiter und weiter, bis die ganze Kolonne mit einiger Entfernung von ihrem Ausgangsort schliesslich zum Stehen kommt.»

Dieser klassische Stau baut sich übrigens nicht durch Trödler und Schleicher auf. Rund 20 Autos pro Kilometer und pro Spur kann eine Autobahn fassen. Alle 50 Meter rollt also ein Fahrzeug. Bei einer Geschwindigkeit von 120 km/h ist der Sicherheitsabstand damit bereits leicht unterschritten. Das hindert allerdings kaum jemanden daran, im Feierabendverkehr dichter aufzuschliessen, als es vernünftig wäre. In 10 oder 15 Meter Abstand bewegen sich die Fahrzeuge dann. Dadurch verlangsamt sich erst der Verkehrsfluss, und wenn dann noch dichter aufgeschlossen wird, kommt es zum Stillstand.

Hochleistungscomputer spielen Stau

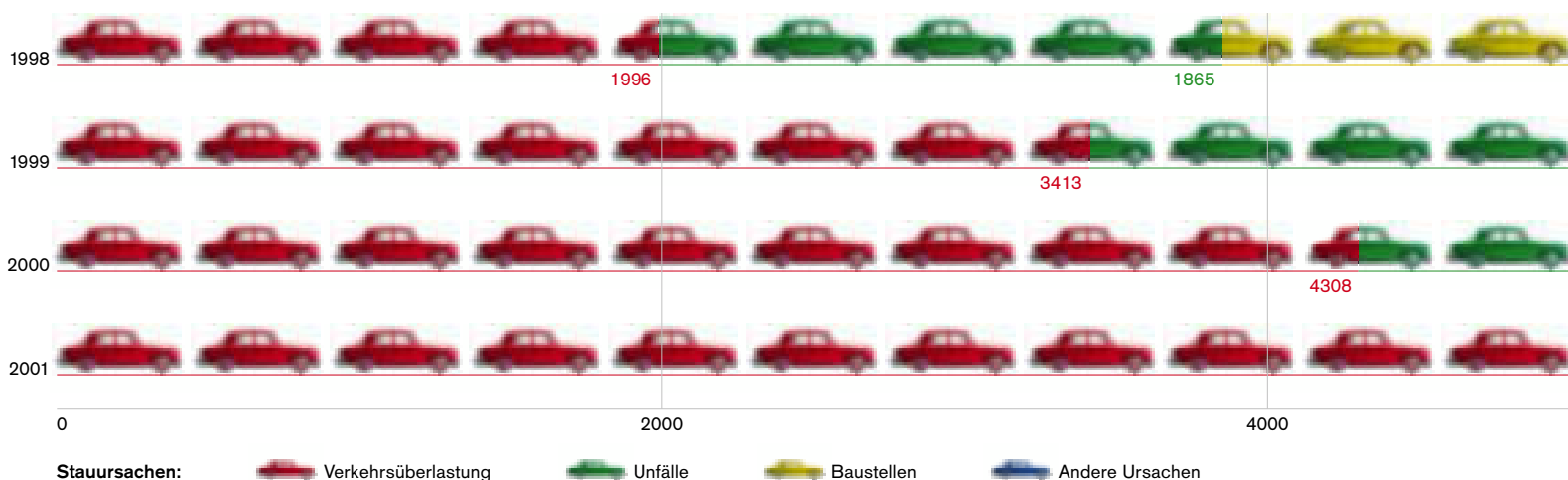
Zunächst wird dieser Stau immer länger. Verkehrsexperten haben ermittelt, dass der Durchschnittsfahrer mit einem Abstand von zwei Sekunden aus einer Kolonne losfährt. Selbst wenn sich alle Autofahrer sklavisch an den empfohlenen Sicherheitsabstand von 1,8 Sekunden halten, ergibt sich dadurch

immer noch ein grösserer Zu- als Abfluss. Mit anderen Worten: Vorne fahren weniger Autos hinaus, als hinten in den Stau hineinrollen. «Schön und gut. Aber diese Erkenntnisse sind nutzlos, wenn sie lediglich verschiedene Verkehrszustände beschreiben. Was wir brauchen, ist eine praktische und einfache Methode, um Staus vorhersagen zu können», sagt Patrick Jorand vom TCS.

Tatsächlich wird das Phänomen Stau im Moment fieberhaft erforscht. Erfolgversprechend sehen dabei die Ergebnisse einer Gruppe von Physikern in Duisburg aus. Sie stützen ihre Arbeit auf ein in Physikerkreisen beliebtes Modell: das des zellulären Automaten. Autobahnen werden dabei in relativ kleine Zellen unterteilt, ähnlich wie Spielfelder auf einem Eile-mit-Weile-Brett. Die Autos entsprechen den Spielfiguren. Dank einer Reihe einfacher Gesetze spiegelt ihr Verhalten auf dem virtuellen Spielbrett die Realität wider. Die Forschergruppe füttert einen Hochleistungscomputer mit den

Die Stautunden nehmen jährlich zu

1980 kamen in der Schweiz 352 Autos auf 1000 Einwohner. Im Jahr 2001 waren es 504. Im gleichen Zeitraum stieg die täglich zurückgelegte Distanz von unter 30 auf rund 40 Kilometer. Da erstaunt die Zunahme der Staus in Zahl und Länge nur wenig. Quelle: Bundesamt für Strassen (ASTRA)



Regeln, der Anzahl Spielfelder und der gewünschten Anzahl Spielfiguren – sprich Autos. Weil der Computer mehrere Millionen Fahrzeuge simulieren kann und die Regeln mathematisch nicht besonders anspruchsvoll sind, sollen sich Verkehrssituationen für die nächsten 15 bis 30 Minuten berechnen lassen. Umfahrungsmöglichkeiten oder Stauhinweise liessen sich dadurch bereits vor Entstehen des Staus weitergeben.

Die Schweiz bleibt ein Sonderfall

Natürlich drängt sich die Frage auf, ob sich die Resultate der deutschen Stauforscher auch auf die Schweiz übertragen lassen. Die Antwort fällt sehr helvetisch aus: Jein! So greifen die deutschen Physiker zum Beispiel auf Messungen von Induktionsschleifen im Fahrbahnboden und auf Kameras, die am Strassenrand stehen, zurück – was in der Schweiz nicht so einfach möglich ist. Patrick Jorand: «Auch bei uns gibt es mit Kameras und Induktionsschleifen bestückte Autobahnabschnitte. Diese Kameras für unsere Zwecke einzusetzen, ist allerdings delikat. Sind die Nummernschilder der Autos auf den Kamerabildern lesbar, müssen wir uns zum Beispiel mit Fragen nach dem Persönlichkeitsschutz auseinander setzen.»

Überhaupt, fügt Jorand an, seien die deutschen Verhältnisse nicht in allen Belangen auf die Schweiz übertragbar. «Die Schweiz ist zehn Mal kleiner als Deutschland. Das gilt nicht nur fürs Strassennetz. Auch unsere Budgets lassen sich nicht vergleichen. Dazu kommt, dass sich viele Staus in der Schweiz einfacher vorhersagen

lassen. Viele der Staumeldungen betreffen ja Tag für Tag dieselben Strassenabschnitte. Die Erklärung dafür ist übrigens einfach zu finden: Es sind mehr Autos unterwegs, als auf den Strassen Platz haben.»

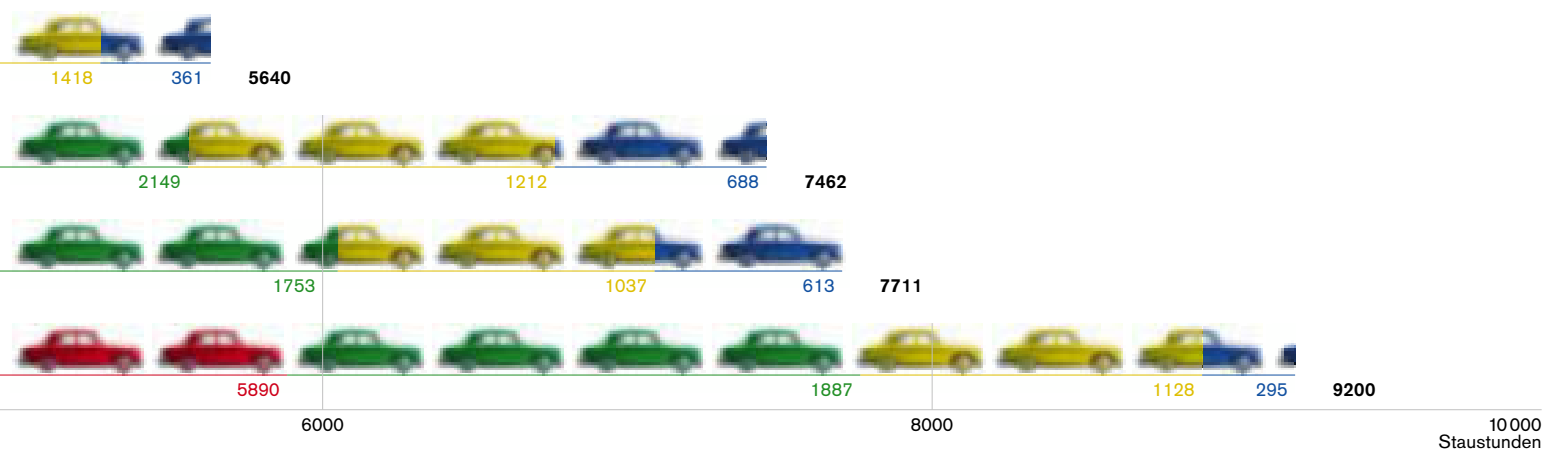
Während die deutschen Forscher also an Theorien und Gesetzmässigkeiten arbeiten, ist der TCS tagtäglich mit den praktischen Belangen des Verkehrsflusses konfrontiert. Die Verkehrszentrale in Genf nimmt zum Beispiel jeden Tag rund 100 Staumeldungen entgegen. Bei Schneefall sind es gar bis zu 600. Rund die Hälfte stammen von der Polizei, der Rest von Autofahrern. Ein Teil gehört zu den so genannten Roadwatchers – einem Heer freiwilliger Staumelder aus dem rund 1,4 Millionen Personen umfassenden Mitgliederbestand des TCS. «Auf diese Staumelder können wir uns verlassen. Anders ist dies bei Anrufen unbekannter Strassenteilnehmer. Bevor ihre Meldungen weitergehen, prüfen wir sie nach – schliesslich dürfen wir nicht Opfer eines Streiches werden.»

Neue Technologien schaffen Abhilfe

Glaubt Jorand, dass sich am Staufrust etwas ändern lässt? «Ja und nein. Es lassen sich nicht alle Staus umfahren oder verhindern. So raten wir zum Beispiel unseren Mitgliedern vor Ostern oder vor den Sommerferien, ein paar Stunden später als alle andere aufzubrechen. Natürlich hört nur ein Teil auf uns. Und das ist auch gut so. Denn würden alle später aufbrechen, käme auch der Verkehrszusammenbruch einfach nur später zustande. Vermeiden lässt er sich aber nicht. Dafür sind zu viele Autos unterwegs.»

Trotz dieser helvetisch vertrackten Ausgangslage arbeitet der TCS an der Ausweitung seiner Dienstleistungen. Der Personalbestand der Verkehrszentrale wird im Verlauf des Jahres deshalb von sieben auf elf Personen aufgestockt. Die Verkehrsnachrichten sollen neu auch über die Lokalradios ausgestrahlt werden, ein SMS-Dienst wird eingerichtet und – darauf sind Patrick Jorand und sein Team besonders stolz – in wenigen Wochen steht ein so genannter Voice-Push-Service zur Verfügung. Dann werden die aktuellen Verkehrsmeldungen in der TCS-Verkehrszentrale in einen Computer eingetippt, der wandelt die Buchstaben in einen gesprochenen Text um, ruft den Abonnenten an und liest die Meldung vor. Dabei lassen sich die Region, die Wochentage und die Tageszeit festlegen, an denen die Abonnenten per Anruf informiert werden wollen.

Aber auch wenn der TCS in Zukunft vermehrt auf Technik setzt, und er doch noch Zugriff auf die vorhandenen Induktionsschleifen und Kameras hat, selbst wenn alle Autos mit Navigationssystemen ausgerüstet sind und die Staumeldungen automatisch für die Berechnung einer neuen Route benutzen, lässt sich an einem Faktor nichts ändern: der Kapazität des Strassensystems. Patrick Jorand dazu: «Wir müssen uns wohl damit abfinden, dass der Stau ein Bestandteil des automobilen Alltags ist. Es wäre ja auch äusserst schwierig, das gesamte Strassennetz so auszubauen, dass nie mehr Staus entstehen. Eigentlich kann man deshalb sagen: Nach dem Stau ist immer auch vor dem Stau.»





Informations-Fluss

Schneller, als Einstein erlaubt

Wissen ist Macht – so ein altes Sprichwort. Eigentlich gehört es umformuliert. Denn über die Jahrtausende hinweg hat der stetig anschwellende Informationsfluss unüberschaubare Dimensionen erreicht. Heute wäre «Bewerten bringt Macht» passender. **Marcus Balogh, Redaktion Bulletin**

» «Die neue Welt wird im Takt von 0 und 1 beschleunigt. Chip und Computer verändern sie radikaler als Dampfmaschine, Webstuhl, Strom und Traktor. Information ist zum vierten grossen Wirtschaftsfaktor geworden – so wichtig wie Rohstoffe, Arbeit und Kapital.» Dies hat das deutsche Bundesministerium für Wirtschaft bereits 1998 festgehalten. Tatsächlich verdoppelt sich das verfügbare Wissen alle fünf bis sieben Jahre. Täglich erscheinen mehr als 20 000 wissenschaftliche Publikationen und weltweit forschen heute so viele Wissenschaftler wie in den vergangenen 2000 Jahren zusammen. Wohin soll das führen? Jede Tageszeitung enthält mehr

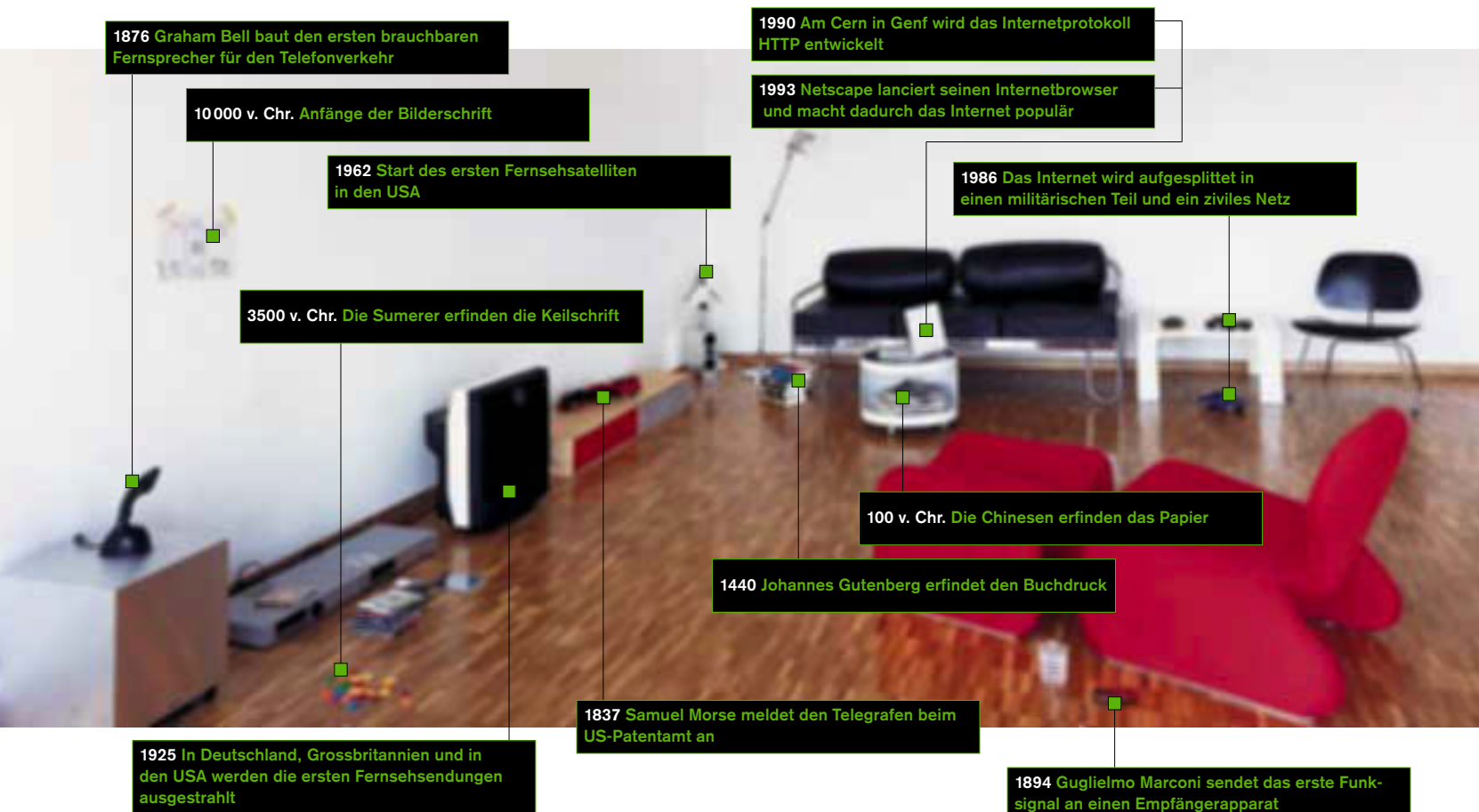
Informationen, als ein Mensch im 13. Jahrhundert in seinem ganzen Leben aufgenommen hat. Und die Art und Weise, wie der stetige Informationsfluss in Zukunft fliessen soll, lassen einen ratlos dastehen: Von Überlichtgeschwindigkeit ist die Rede. Von Mozart-Symphonien, die beim Empfänger ankommen, bevor sie abgeschickt wurden. Von der totalen Informationsgesellschaft.

Keile ersetzen Bilder

Den ersten Schritt in Richtung Informationsgesellschaft tat die Menschheit mit der Entwicklung der Keilschrift. Sumerische Priester entwarfen sie vor etwa 6000 Jahren zum

Festhalten von Gesetzen und für die Buchhaltung. Die Erfindung der ersten Schrift stellte eine Wende in der Kommunikation und Wissensübertragung dar: Informationen konnten gespeichert, mit kleinem Aufwand transportiert und immer wieder abgerufen werden.

Die Erfindung der Keilschrift legte auch das Fundament zur ersten systematischen Verbreitung von Informationen: Berittene Boten reisten in alle Winkel des sumerischen Reiches, um Befehle und Nachrichten zu übermitteln. An festen Stationen wurden Reiter und Pferde gewechselt. Diese Technik ging über Alexander den Grossen an das



Römisches Reich über. Zeugen davon existieren noch heute in Form von Gemeindenamen wie zum Beispiel Terzen, Quartan und Quinten. Diese Schweizer Gemeinden wurden als nummerierte Poststationen gegründet.

Schreiben und Lesen wird populär

Sucht man nach Kommunikationsmitteln, die nicht ausschliesslich politischen oder militärischen Zwecken dienen, muss man in die jüngere Vergangenheit schauen. Denn Lesen und Schreiben blieb über tausende von Jahren hinweg immer nur einer kleinen Oberschicht vorbehalten. Das änderte sich erst relativ spät in der europäischen Kulturgeschichte: im 18. vor allem aber im 19. Jahrhundert. So wurde zum Beispiel die Methode zur maschinellen Herstellung von Papier erst 1799 vom Franzosen Nicolas-Louis Robert entdeckt. Und erst vier Jahrzehnte später gründete der französische Publizist Emile de Girardin die Tageszeitung «La Presse». Sie war die erste Zeitung der Welt, die sich durch umfangreiche Anzeigenteile und eine für die damalige Zeit hohe Auflage finanzierte.

In das 19. Jahrhundert fällt auch die Entdeckung respektive Entwicklung der Telegrafie, des Morsealphabets, des Telefons, der Filmkamera, der Elektronenstrahlröhre

und der Funktechnik. Durch einige dieser Erfindungen verloren Anfang des 20. Jahrhunderts geografische Distanzen für die Übermittlung von Informationen an Bedeutung: 1903 gab die Pariser Zeitung «Le Temps» zum Beispiel das erste Telegramm rund um die Welt auf. In sechs Stunden durchlief es eine Strecke von etwa 60 000 Kilometern. Wenig später wurde das Radio geboren (1918), zehn Jahre darauf begannen die Amerikaner bereits mit den ersten regelmässigen Fernsehversuchssendungen.

Der Fluss schwillt zum Strom an

Seit damals hat sich die Informationslage drastisch verändert. Während sich die vergangenen Jahrhunderte durch einen Mangel an frei zugänglichen Informationen auszeichneten, steht der Anfang des 3. Jahrtausends unter umgekehrten Vorzeichen. Der Informationsfluss ist zum reissenden Strom angeschwollen. Praktisch alles Wissen ist jederzeit abrufbar.

Einige Wissenschaftler sehen aber immer noch Entwicklungsmöglichkeiten. Sie widmen sich der Frage, ob Informationen auch schneller als mit Lichtgeschwindigkeit zu übermitteln sind. Der deutsche Physiker Günter Nimtz hat zum Beispiel erklärt, 1995

Mozarts 40. Sinfonie mit 4,2facher Lichtgeschwindigkeit versandt zu haben. Tunneling nennt sich dieses Phänomen. Andere Wissenschaftler zweifeln die Resultate an. Für Laien ist die Möglichkeit, Informationen mit Überlichtgeschwindigkeit zu übermitteln, nicht intuitiv erfassbar. Es sähe so aus, als ob die Information beim Empfänger ankommt, bevor sie gesendet wurde.

Angesichts dieser Entwicklungen stellt sich die Frage, ob eine Informationsgesellschaft zwangsläufig auch eine informierte Gesellschaft ist. Denn auch wenn alle Informationen der Welt verfügbar sind, droht uns der Schritt von der Informationsflut zur Informationsdürre. Wie für Buridans Esel, der zwischen zwei Heuhaufen verhungerte, weil er sich nicht für einen der beiden entscheiden konnte, wird es auch für uns immer schwieriger, wichtige von unwichtigen Informationsbergen zu unterscheiden.

In Zukunft wird es deshalb wohl weniger um Grösse und Geschwindigkeit des Informationsflusses gehen als um die Fähigkeit des Auswählens und Bewertens. Die gültige Nachricht für den Einzelnen oder für die Erfüllung einer Aufgabe aus dem Potpourri der Informationen herauszupicken, ist die Herausforderung der nächsten Jahre. |

550 v. Chr. Die Perser etablieren ein Postsystem

1918 Edwin Armstrong konstruiert den ersten brauchbaren Rundfunkempfänger

1965 DEC (USA) bringt den ersten Kleincomputer auf den Markt

1972 IBM lanciert die erste Computerfestplatte mit 2 MB Speicherkapazität

1974 MITS bringt den ersten Personal Computer auf den Markt

1799 Dem Franzosen Nicolas-Louis Robert gelingt die maschinelle Papierherstellung

1941 Konrad Zuse (D) baut den ersten Digitalrechner der Welt, den Z3

1977 Durch Zusammenlegen zweier Netzwerke entsteht das Internet

1836 Emile de Girardin gründet die Zeitung «La Presse» – und schafft damit die durch hohe Auflagen und den Verkauf von Inseraten finanzierte Massenpresse

Mit dem Daumen am Fluss des Lebens

Östliche Gesundheitsmethoden erobern die westliche Welt. Shiatsu ist eine davon: Die japanische Fingerdruckmassage bringt den Energiefluss im Körper ins Gleichgewicht. **Ruth Hafen, Redaktion Bulletin**

➤ Viele Menschen beschäftigen sich erst mit ihrem Körper, wenn er nicht mehr richtig funktioniert. Doch die Einstellung, körperliches und seelisches Wohlbefinden lasse sich mit zwei Aspirin, einer Dosis Prozac oder einer halben Stunde Jogging wiederherstellen, ist von gestern. Ganzheitliche Lebensauffassung und Gesundheitsmethoden befinden sich im Aufwind.

Shiatsu, eine Behandlungsmethode, die in der traditionellen fernöstlichen Philosophie wurzelt, findet auch im Westen immer mehr Anhänger. Luxushotels wie das «Park Hyatt» in Tokio oder das «Four Seasons» in New York bieten ihren stressgeplagten Kunden Shiatsu-Behandlungen unter anderem als Mittel gegen Jetlag an. Auch in der Schweiz wächst die Fangemeinde: Kaum ein Wellness-Hotel, das diese Therapieform nicht anbietet. Die meisten Krankenkassen haben Shiatsu in die Zusatzversicherung aufgenommen, und die Zahl wächst. Die Shiatsu Gesellschaft Schweiz (SGS), der Berufsverband für professionell praktizierende Shiatsu-Therapeuten, zählt 2003 bereits über 700 Aktivmitglieder.

Shiatsu basiert – wie Akupunktur und Akupressur – auf den Grundlagen der traditionellen chinesischen Medizin (TCM). Diese betrachtet den Menschen als Ganzes; sie unterteilt ihn nicht in eine seelische, geistige

und körperliche Ebene; Gesundheit und Krankheit drücken sich in allen Bereichen des Seins aus. Ein Mensch ist gesund, wenn die Lebensenergie Qi, die das ganze Universum und sämtliche Lebewesen durchströmt, ungehindert fliessen kann. Störungen im Energiefluss können sich als schmerzende Bereiche im Körper oder als emotionale Verstimmung manifestieren. Im Körper fliesst Qi durch Meridiane (Energiebahnen), die teilweise nahe der Körperoberfläche verlaufen (siehe Box). Dort kann die Shiatsu-Therapeutin sie von aussen erreichen und auch beeinflussen.

Seit zwei Jahren betreibt Regula Heller Rosselet in Männedorf eine Praxis für Zen-Shiatsu. Die Behandlung, die eine gute

Stunde dauert, findet am Boden auf einem Futon, einer japanischen Liegematte, statt. Der Klient bleibt während der Massage bekleidet, da die Körpertemperatur bei tiefer Entspannung sinkt. Nach einem Vorgespräch erfolgt die energetische Diagnose: An verschiedenen Zonen am Rücken und am Bauch untersucht Regula Heller Rosselet zuerst den energetischen Zustand der Meridiane, wobei der Bauch Aufschluss über den momentanen energetischen Zustand gibt, während der Rücken eher auf konstitutionelle Muster der Energieverteilung schliessen lässt. Bei der klassischen Vorgehensweise untersucht die Therapeutin, welcher der Meridiane am stärksten energetisiert ist und welcher am schwächsten; in der

Qi – zwölf Meridiane, fünf Elemente, eine Lebenskraft

Die traditionelle chinesische Medizin (TCM) geht davon aus, dass die Lebensenergie, das Qi, in Energiebahnen – so genannten Meridianen – durch den Körper fliesst. Diese Meridiane sind bestimmten Organen oder Funktionen zugeordnet, die ihrerseits jeweils mit einer der fünf Wandlungsphasen, besser bekannt als fünf Elemente (Wasser, Holz, Feuer, Erde und Metall), in Verbindung gebracht werden:

Wasser | Niere und Blase. Holz | Leber und Gallenblase. Feuer | Herz, Perikard (Herzbeutel), Dünndarm und Dreifacher Wärmer. Erde | Milz und Magen. Metall | Lunge und Dickdarm. Obwohl die meisten Meridiane Namen tragen, die Organen im physiologischen Sinn entsprechen, ist ihr Einfluss nicht auf diese Organe beschränkt. Fürs westliche Verständnis am schwierigsten zu fassen ist der Dreifache Wärmer, der alle Schutzfunktionen regiert. Nach Auffassung der TCM ist er ein Organ, das eine Funktion, aber keine Form hat.

Sanfter Druck an der richtigen Stelle: Mit der Fingerdruckmassage bringt die Shiatsu-Therapeutin die Lebensenergie Qi in den Meridianen in Bewegung. Die

Behandlung wird versucht, diese zwei Meridiane – die Extrempole des Systems – untereinander auszugleichen, damit die Energie wieder regelmässig fließen kann. «Im Schulterbereich verlaufen sehr viele Meridiane. Mit der Zeit entwickelt man ein Auge – oder einen Daumen – dafür, welcher Meridian betroffen sein könnte.» Die Massage wird durch Gelenkrotationen und Dehnungen vorbereitet und ergänzt. Es wird kaum gesprochen, denn dem Zen-Shiatsu liegt eine meditative Haltung zu Grunde. Eine Shiatsu-Therapeutin muss ihren eigenen Körper sehr gut kennen, dessen Reaktionen richtig einschätzen können und ihnen vertrauen. «Am Anfang meiner Ausbildung», erzählt die studierte Romanistin, «bin ich viel zu sehr mit

dem Intellekt an die ganze Sache herangetreten – und bin damit voll auf der Nase gelandet. Ich musste zuerst einmal lernen, dass eine schnelle intellektuelle Auffassungsgabe zwar bei den theoretischen Aspekten von Shiatsu sicher hilfreich ist, in der Praxis aber rein gar nichts nützt.» In der Ausbildung werde relativ wenig erklärt, die Erkenntnisse wüchsen mit der Erfahrung, vieles sei «learning by doing», ergänzt sie.

Momentan sind es vorwiegend Frauen, die zu ihr in Behandlung kommen. Laut einer Studie, die 1997 vom britischen Shiatsu-Verband durchgeführt wurde, sind fast drei Viertel der Personen, die sich für eine Shiatsu-Behandlung entscheiden, Frauen. Die Motive dabei sind sehr verschieden. Neben

Klientinnen, die mehr über sich selbst erfahren möchten oder sich einfach alle zwei Wochen selbst etwas Gutes tun wollen, behandle sie momentan auch Personen mit Schleudertrauma oder sonstigen Schäden an der Wirbelsäule, erklärt Regula Heller Rosselet. Ob Shiatsu als Entspannungsmethode praktiziert wird oder konkrete therapeutische Ergebnisse bringen soll: Als Methode, den eigenen Körper und Geist besser kennen zu lernen, ist Shiatsu auf jeden Fall bestens geeignet. ■

Weitere Informationen auf der offiziellen Site der Shiatsu Gesellschaft Schweiz:

► www.shiatsu-sgs.ch

Energie-Fluss

traditionelle chinesische Medizin lehrt, dass ein Mensch gesund ist, wenn die Lebensenergie ungehindert fliesst.



Andere Länder, andere Sitten: Das Hawala-Geldüberweisungssystem basiert einzig auf Vertrauen und lässt Geld so an Orte fließen, wo konventionelle



Geld-Fluss

Wege an ihre Grenzen stossen.

Wo der Handschlag noch mehr zählt als eine Unterschrift

Der internationale Geldfluss ist nicht zu stoppen. Wo das konventionelle, westliche Bankensystem an seine natürlichen Grenzen stösst, vertrauen Millionen von Menschen auf das Hawala-Geldüberweisungssystem. **Daniel Huber, Redaktion Bulletin**

➤ Vor zwölf Jahren flüchtete Saroeun mit seinen Eltern und zwei Geschwistern aus Kambodscha in die Schweiz. Das kalte, fremde Land ist dem heute 22-Jährigen schnell zur zweiten Heimat geworden, wo er sich wohl fühlt. Anders seine Eltern. Sie sind nach zehn Jahren Exil alleine in eine ungewisse, aber vertraute Zukunft zurückgekehrt. Die Kinder legen nun alle paar Monate Geld für ihre Eltern zusammen. Doch die Überweisung nach Kambodscha ist kein einfaches Unterfangen. Die Heimkehrer wohnen in einem kleinen Dorf, wo man das Wort Bank bestenfalls vom Hörensagen kennt. Schliesslich wusste ein Freund Rat. Er gab den Kindern die Adresse einer Geldübermittlungsagentur in den USA.

Der mittlerweile mehrfach bewährte Geldweg ist zweigeteilt. Von der Schweiz in die USA geht es konventionell per Banküberweisung, von da aus über Mittelsmänner. Der Agent in den USA gibt Saroeun telefonisch einen Code bekannt, den dieser wiederum seinen Eltern mitteilt. Mit diesem Code können sie unweit von zu Hause bei einem lokalen Vertrauensmann das Geld abholen.

So wie Saroeun und seine Geschwister schicken Millionen von Menschen regelmäs-

sig Geld rund um den Erdball. Internationale Finanzexperten schätzen das jährliche Volumen auf rund 200 Milliarden Dollar. Dieses unbürokratische und einzig auf Vertrauen basierende System ist unter dem Namen Hawala vor allem im südostasiatischen Raum und in der arabischen Welt sowie Ostafrika stark verbreitet. Hawala bedeutet auf Hindi «Vertrauen» oder «Austausch». Schon die Händler entlang der Seidenstrasse nutzten ein Hawala-Zahlungssystem, um sich gegen Räuber zu schützen. In jüngster Zeit geriet das System vor allem im Zusammenhang mit Terroristengeldern in die Schlagzeilen.

Das Beispiel von Saroeun zeigt, warum. Der Übermittlungsmechanismus beim Hawala ist sehr einfach und hinterlässt kaum Spuren. Über Sender, Empfänger und Beträge wird nicht Buch geführt. Kontroll- und Reglementierungsmechanismen seitens der Behörden lassen sich so nur schwer implementieren. Der Geldsender übergibt dem örtlichen Hawala-Agenten, auch Hawaladar genannt, einen Betrag und erhält dafür weder Quittung noch sonstige Belege, einzig einen Code, der aus wenigen Ziffern oder Buchstaben besteht. Der Vertrauensmann unterrichtet per Telefon, Fax oder E-Mail den

Hawaladar am Bestimmungsort über die Höhe des Betrags. Damit der Empfänger das Geld bekommt, braucht er lediglich den Code zu nennen. Die Summe wird in der lokalen Währung abzüglich einer Übermittlungskommission ausbezahlt. Im Fall von Saroeun beträgt die Gebühr sechs Prozent. In der Regel werden diese Unkosten durch einen Wechselkurs, der besser ist als der Offizielle, weitgehend wettgemacht.

Der offizielle Weg ist teuer und unsicher

Interpol hat in einem öffentlich zugänglichen Dossier (<http://www.interpol.int/public/FinancialCrime/MoneyLaundering/hawala/default.asp>) ein Hawala-Beispiel konkret durchgespielt. Ausgangspunkt ist ein ohne Aufenthaltbewilligung in New York lebender pakistanischer Taxifahrer namens Abdul, der seinem Bruder Mohammed in Karachi 5000 Dollar schicken will. Zuerst versucht er es bei einer Bank. Diese würde es grundsätzlich einmal begrüssen, wenn er vor der Transaktion ein Konto eröffnen würde, was aber wegen seinem illegalen Status unmöglich ist. Dann offeriert die Bank Abdul einen Wechselkurs von 31 Rupien pro Dollar sowie eine Gebühr für den Bankcheck von 25 Dollar. Auf diesem Weg könnte Mohammed am Bankschalter in Karachi 154 225 Rupien auslösen. Bleibt das Problem, wie der Check nach Pakistan kommt. Der offizielle Postweg gilt als wenig verlässlich und unsicher. Kurierdienste kosten bis zu 40 Dollar und benötigen häufig mehr als eine Woche. Für Abdul sind das wenig überzeugende Argumente. In einer pakistanischen Zeitschrift entdeckt er das Inserat eines kleinen Bazar-Ladens, der neben Mobiltelefonen, Hifi-Geräten, pakistanischen Video- und Musikkassetten sowie Flugtickets auch Geldwechsel und -transfers



Bauen auf Vertrauen: Saroeun und Savouy schicken Geld mit dem Hawala-System.

anpreist. Die Offerte: 37 Rupien pro Dollar inklusive Lieferung gegen eine Gebühr von einer Rupie pro Dollar. Abdul besiegelt das Geschäft per Handschlag und Mohammed erhält gleichentags 180 000 Rupien.

Das übermittelte Geld fliesst in der Regel nicht physisch von A nach B. Vielmehr werden die ausbezahlten Beträge durch rück-

läufige Gelder oder Gegengeschäfte ausgetauscht. So kauft zum Beispiel der Agent und Ladenbetreiber in New York über den Hawala-Vertrauensmann in Karachi einen Posten Videos und CDs, der rund 20 000 Dollar wert ist, aber nur mit 15 000 Dollar in Rechnung gestellt wird. In vielen Staaten, darunter die USA, Grossbritannien, aber auch Pa-

kistan, Indien und Saudi Arabien, ist Hawala illegal. Doch es ist sehr schwierig, Verstösse aufzudecken. Um so mehr erstaunt es, dass das System so gut funktioniert. Ansonsten würden wohl kaum Millionen von Fremdarbeitern immer wieder auf Treu und Glauben Hawala-Vertrauensleuten ihr hart erarbeitetes Ersparnis anvertrauen. **I**

«Wer heute ein Guter ist, kann morgen ein Böser sein»

Urs Bigger, Compliance Officer der Credit Suisse Group, über das Hawala-System und die schwierige und undankbare Rolle der Banken im Kampf gegen das internationale Verbrechen. **Daniel Huber, Redaktion Bulletin**

Daniel Huber Würden Sie persönlich Ihr Geld einem Hawala-Agenten anvertrauen?

Urs Bigger Wenn ich Geld in ein Land ohne westliches Bankensystem überweisen müsste, warum nicht? In den Lebensräumen, wo das Hawala verbreitet ist, werden Vertrauen und Beziehungen noch weit höher gewertet als in unseren westlichen Gesellschaften. Genau darauf baut das Hawala-System auf und funktioniert deshalb. Zudem ist es in manchen Ländern häufig günstiger, schneller und sicherer als konventionelle Wege, die in solchen Ländern teilweise gar nicht funktionieren.

Ist Hawala in der Schweiz legal? Im Zusammenhang mit Hawala wird häufig von einem Untergrund-Bankensystem gesprochen. Das ist völlig falsch. Nur weil es nicht unseren Vorstellungen entspricht, muss es nicht automatisch suspekt sein. Meines Wissens ist Hawala in der Schweiz nicht verboten. Doch indem es sozusagen per Definition unreguliert und unkontrolliert, also auch ohne Lizenz, funktioniert, verstösst es gezwungenermassen gegen das Bankengesetz.

Kaum ein Land reguliert den Finanzbereich so strikt wie die Schweiz. Lässt sich dieses System im Kampf gegen Geldwäscherei überhaupt noch stärker kontrollieren? Wenn es um Massnahmen gegen Geldwäscherei geht, sind wir in der Schweiz sicher weltweit führend. Natürlich könnte man die Schraube noch weiter anziehen, doch irgendwann stellt sich die Frage, wie viel mehr Pflichten und Aufgaben den Banken in

diesem Kampf, der eigentlich den Behörden obliegt, noch aufgebürdet werden können.

Inwiefern ist das Schweizer Bankgeheimnis der internationalen Geldwäscherei förderlich?

Überhaupt nicht. Das Bankgeheimnis schützt keine Gelder, die aus Verbrechen stammen oder zu verbrecherischen Zwecken verwendet werden sollen. Die Entgegennahme von Verbrechensgeldern und Geschäftsbeziehungen mit kriminellen Organisationen sind nicht nur verboten, sondern wir haben in unserer Gesetzgebung auch Abklärungspflichten bei Geschäftsbeziehungen und Transaktionen mit erhöhten Risiken.

Was heisst das konkret? Führen diese Ab-

klärungen zu einem begründeten Verdacht, müssen wir die Gelder sperren und melden. Zudem sind wir verpflichtet, die Identität der Geschäftspartner zu überprüfen.

Nehmen wir den Fall eines Politikers wie Milosevic. Lange war er für die Weltgemeinschaft ein achtbarer Politiker. Dann plötzlich nicht mehr. Wie gehen Banken mit solchen schnellen Wechseln um? Für das Geschäft mit allen politisch exponierten Personen gibt es besondere regulatorische Bestimmungen. Doch hier haben wir das Problem der öffentlichen Wahrnehmung. Diese kann schneller ändern, als eine Bank reagieren kann. Wer heute noch zu den vermeintlich Guten gehört, kann morgen schon ein Böser sein und damit auch ein unerwünschter Geschäftspartner. Und gerade in der Dritten Welt wird praktisch bei jedem Machtwechsel der Vorwurf der Korruption laut.

Welche Verbesserungen würden Sie sich vom Staat im Kampf gegen die Geldwäscherei wünschen? Eine klarere Haltung. So sind die Behörden immer sehr zurückhaltend, wenn es um die Nennung von oder Informationen zu Personen geht, mit denen man als Bank keine geschäftlichen Beziehungen pflegen sollte. Bei Meldungen bekommen wir auch nur selten ein Feedback. Diesbezüglich würde ich mir vermehrt richtungsweisende Tipps für das weitere Vorgehen wünschen.

Somit stehen die Banken in Bezug auf schmutzige Gelder etwas auf verlorenem Posten? Wird irgendwo in der Welt ein Korruptionsskandal im grossen Stil aufgedeckt, werden sofort die Finanzinstitute an den Pranger gestellt. Doch die sind nur das letzte Glied einer Kette. Woher die Bestechungsgelder ursprünglich kamen, welche Staaten oder Unternehmen darin verwickelt sind, davon wird nur selten gesprochen. Dafür um so mehr von den Banken, bei denen am Schluss das Geld auftaucht.



«Ich würde mir von den Behörden eine klarere Haltung wünschen.»

Urs Bigger, Compliance Officer Credit Suisse



Der Niger, von dem ständig geheimnisvolle Nachrichten nach Europa drangen, wurde erst 1796 vom Engländer Mungo Park entdeckt. 1879 gelangte der Glar



Abenteuer-Fluss

ner Josua Zweifel als erster zu den Quellen des Djoliba, des Oberlaufs des Niger. Die Hoffnung, dort Goldkarotten zu finden, war aber längst begraben.

Auf der ewigen Suche nach dem Mondgebirge und den Goldkarotten

Den Quellen der Flüsse wohnt ein heiliger Zauber inne. Sie sind der Ursprung des Wohls wie des Übels, der Fruchtbarkeit wie der Überschwemmung. Keine Quelle verteidigte ihr Geheimnis besser als die des Niger. Es war schliesslich ein Glarner, der es endgültig lüftete. Zu spät. **Andreas Schiendorfer, Redaktion Bulletin**

➤ Um zur Quelle zu gelangen, schwimmt, fährt, wandert man gegen den Strom. Man beginnt an der Mündung des Flusses und folgt geduldig dessen Lauf aufwärts, rückwärts, bis es nicht mehr weitergeht. Bequemer ist es, die Entdeckungsreise erst irgendwo am Mittellauf zu beginnen.

Dieses Patentrezept ist indes nicht immer patent: Bei Rhone (812 Kilometer) und Rhein (1320 Kilometer) mag es angehen; aber bei den wirklich Grossen wird es schwierig.

Den Europäern ein unlösbares Rätsel

Der Niger gehört mit seinen 4184 Kilometern nicht zu den Top Ten der Fluss-Rangliste, die von Nil (6671 Kilometer), Amazonas (6437), Jangtsekiang (6378) und Mississippi-Missouri (6021) angeführt wird.

Trotzdem ist der «schwarze Fluss» als der Fluss der Flüsse zu bezeichnen. Mehr als ein halbes Jahrtausend lang träumen die Europäer vergeblich davon, ihn zu entdecken und zu erforschen. Kein Wasser verweigert sich ihnen so standhaft wie der Niger.

Er entspringt, gleich wie der Nil, jenseits des Äquators im Mondgebirge, fliesst geradewegs nach Norden, durchquert einen kleinen und dann einen grossen See, um später nach Westen abzubiegen und sich in den Atlantik zu ergiessen. Davon wissen die arabischen Gelehrten schon im Mittelalter zu berichten. Stets gibt es auch Stimmen, die Nil und Niger einander gleichsetzen. Nicht wenige sprechen vom «Nil der Neger».

Heilig sind die Quellen der grossen Flüsse. Und wohnen nicht irgendwo am Oberlauf des Nil-Niger der sagenhafte schwarze Priesterkönig Johannes beziehungsweise dessen Nachkommen in Äthiopien oder Nubien? Muss nicht den bedrängten Christen in ihrem verzweiferten Abwehrkampf gegen die in

Nordafrika herrschenden Muslime und die menschenfressenden Götzenanbeter südlich der Sahara geholfen werden?

So wie sich Schweizer – Johann Ludwig Burckhardt, Werner Munzinger und vielleicht sogar Heinrich Bluntschli, der ägyptische Heinrich, im 19. Jahrhundert um die Erforschung des Nils verdient machen, stösst Josua Zweifel 1879 als Erster zu den Niger-Quellen vor. Doch niemand spricht von ihm. Was er findet, wird kaum beachtet.

Bedauerlich. Aber seien wir ehrlich. Richtig spannend macht die Nigerfrage – Wo entspringt der Niger, in welche Richtung fliesst er, wo ist seine Mündung? – nicht der Wissensdrang, sondern etwas ganz anderes: die Aussicht auf Gold.

Der Niger umfliesst eine grosse Goldinsel. Im sandigen Boden des Königreichs Ghana wächst Gold sogar als karottenähnliches Gebilde. Hat man erst einmal den «Nil von Ghana» erreicht, so muss man sich nur noch bei Sonnenaufgang bücken und die Goldkarotten pflücken. Geschenkter Reichtum.

Die goldenen Dächer von Timbuktu

Vom sagenhaften Goldreichtum Innerafrikas künden prunkvolle Pilgerreisen nach Mekka, so 1324/25 jene von Mansa Mussa, König von Mali, oder 1497/98 jene von Askia Mohammed, König der Songhai.

Allmählich bekommt das unerreichbare Paradies seinen Namen – Timbuktu, die Stadt zwischen Sahara und Niger, die ihren Reichtum dem Gold- und Salzhandel verdankt und deren Dächer aus Gold sind.

Genaueres weiss niemand. Der erste glaubwürdige Zeuge ist – aus europäischer Sicht – al-Hassan ibn Mohammed al-Wezaz al Fasi, ein in Granada geborener Maure, der als Sklave an den Hof von Papst Leo X. gelangt.

Nach seiner Bekehrung veröffentlicht er 1526, nun Leo Africanus geheissen, die Beschreibung Nord- und Zentralafrikas in italienischer Sprache, ein eigentlicher Bestseller. Er hat Timbuktu zweimal besucht und ist auf dem Niger gefahren. Dieser fliesst nach Westen, um, so folgert man bis Ende des 19. Jahrhunderts, als Senegal oder eventuell als Gambia in den Atlantik zu münden. Nur, Leo Africanus irrt. Honi soit qui mal y pense.

Chinin öffnet und besiegt Afrika

In Wahrheit fliesst der Niger, der bei Timbuktu – im heutigen Mali – seinen nördlichsten Punkt erreicht, gegen Osten. Dies entdeckt 1796 der Engländer Mungo Park. Sein anhaltender Entdeckerruhm nützt ihm wenig. Er stirbt 1806 auf seiner zweiten Afrikareise, ungeklärt ob durch Menschenhand oder durch Fieber. Er erleidet das Schicksal aller Europäer, die ins Herz Afrikas vorzudringen versuchen. Den fatalen Sklavenhandel betreiben sie von der Küste aus.

Erst Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Wirkung von Chinin im Kampf gegen das feucht-heisse Klima und die Malaria-Krankheit erkannt. Nun gelingt der Vorstoss. Den Abenteurern folgen – auf dem Fuss, auf dem Fluss – die Entdecker, die Missionare, die Handelsleute, die Soldaten, die Kolonisatoren: 1885 hat Afrika seinen Kampf verloren.

Mündet der Niger in ein grosses Binnenmeer, den Tschadsee? Die Gelehrtenzirkel in London glauben es. Doch urplötzlich beschreibt der Niger einen grossen Bogen, strömt nach Süden. Den Unterlauf im heutigen Nigeria erforschen bis 1830 die Engländer Hugh Clapperton – er stirbt in Afrika – sowie die Gebrüder Richard und John Lander. Nie und nimmer hätte man das Nigerdelta nahe der Bucht von Benin vermutet. Von

Sierra Leone aus gelangen die Engländer auch in die Quellregion. Alexander Gordon Laing bringt 1822 ihre Lage bereits recht gut in Erfahrung. 1828 kehrt der Franzose René Caillé als Erster lebend aus Timbuktu zurück. Seinem Bericht will man nicht glauben. Timbuktu keine Goldhandels- und Gelehrtenstadt mehr? Nur noch ein bescheidener Marktflecken von regionaler Bedeutung? Tatsächlich: Die Europäer sind um Jahrhunderte zu spät gekommen.

Ein Schweizer in Frankreichs Diensten

Und Josua Zweifel!? Kein Zweifel, Josua spielt bei der Entdeckung des Niger keine Hauptrolle. Wen interessiert schon die Quelle in den Bergen Oberguineas, wenn dort kein Reichtum winkt, keine Goldkarotten wachsen?

1854 in Glarus geboren, in einer Zeit, in der viele Schweizer zum Auswandern gezwungen sind, absolviert der Zimmermannssohn eine

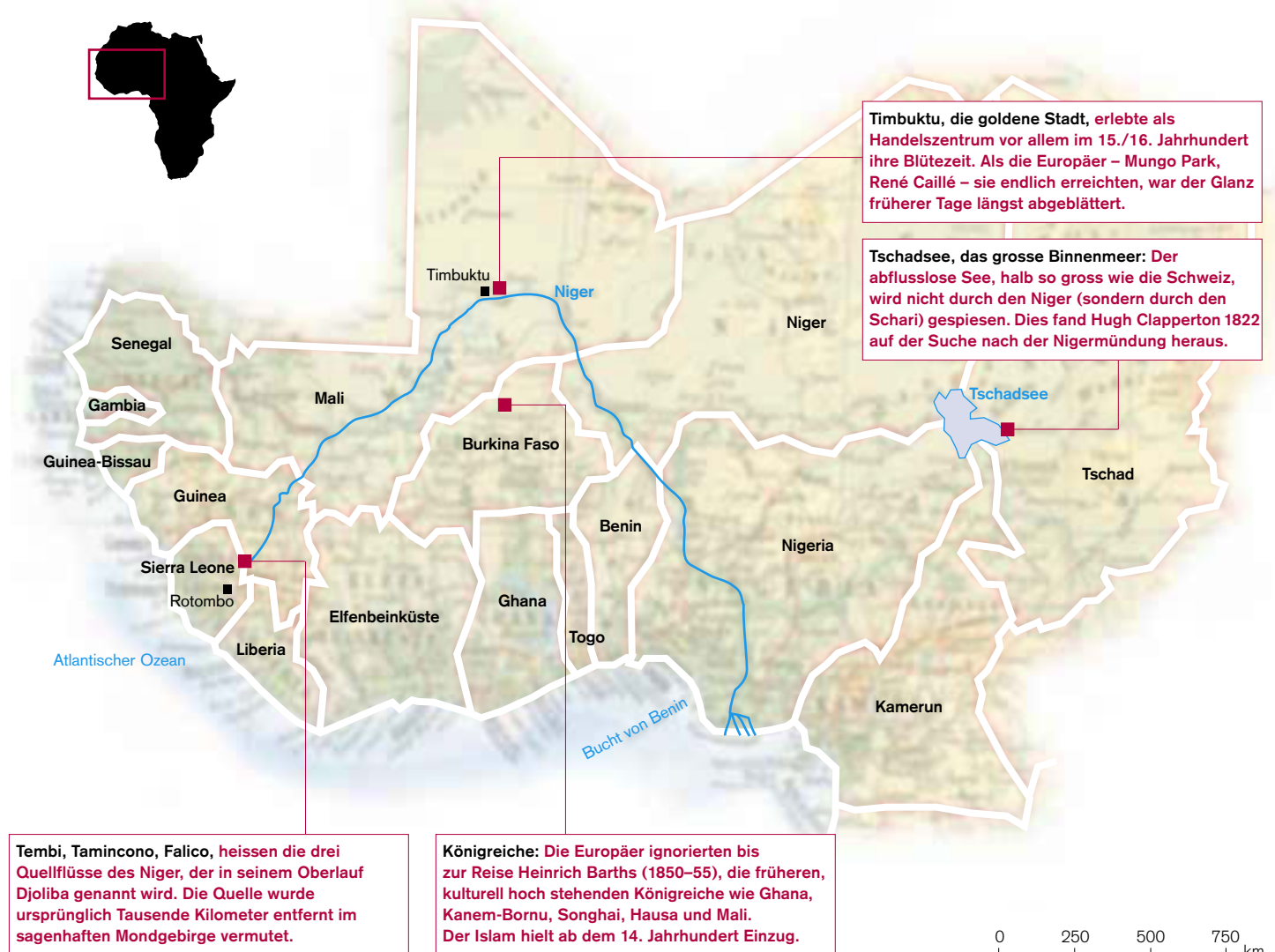
kaufmännische Lehre in Livorno, 1874 kommt er als Angestellter des Marseiller Grosskaufmanns C. A. Verminck nach Rotombo in Sierra Leone. Von Entdeckergeist wird der Glarner nicht getrieben, aber er ist kontaktfreudig. Am 8. Juli 1879 beginnt er – auf Geheiss seines Arbeitgebers – die Reise zu den Nigerquellen. 123 Tage ist er auf den Stammesgebieten der Timné, Limbah, Kuranko und Sulima unterwegs. Wegen der Regenzeit eine beschwerliche Reise, unspektakulär, aber dank neuen Handelskontakten erfolgreich. Zweifel erreicht mit Marius Moustier und 50 einheimischen Trägern die Quellen des Tamincono und des Falico, zweier von drei Zuflüssen des Djoliba, des Oberlaufs des Niger. Es fehlt allein der Tembi. Aber in Foria werden die Europäer kurz vor dem letzten Ziel aufgehalten, hingehalten, heimgeschickt: Der Tembi-Seli, der Quellpriester, verhindert die Entweihung des heiligen Orts.

Zweifel erhält für seine Entdeckung in Marseille eine goldene Verdienstmedaille, steigt in der Firma auf – stirbt aber bereits 1895 auf einer Dienstreise in Afrika. Inzwischen haben die Franzosen in Westafrika ein riesiges Kolonialreich aufgebaut; des Glarners Reise ist ebenfalls ein Mosaiksteinchen im kolonialistischen Vormarsch der Grande Nation.

Josua allerdings sind solche Gedanken fern. Er wirkt bescheiden, verweist auf die Bücher anderer Forscher, darunter Engländer, wiederholt nicht, was andere schon beschrieben. Er will einfach Handel treiben und besitzt gegenüber den Schwarzafrikanern ein gewisses diplomatisches Geschick.

Vor allem aber ist er tief beeindruckt vom Niger, den er kaum gesehen hat, der sich im Delta in 20 verschiedene Flüsse aufteilt und der 29 verschiedene Namen aufweist.

Niger, berberisch ghir-n-igheren, bedeutet nichts anderes als: Fluss der Flüsse. ■



You may not have noticed, but fish have gradually been getting smaller and smaller. There aren't enough adult fish in the sea to meet demand, so fishermen are catching baby ones. The fish on your plate probably didn't live long enough to reproduce, as a result the stock it came from didn't get a chance to recover. Scientists have been warning the politicians about the disastrous effects of over fishing for years, but the powers that be chose to stick their heads in the sand and think of the short term. Well now it's their last chance. This year, ministers will vote on the future of the EU common fisheries policy. Unless they make radical changes, marine eco-systems will be destroyed and fish will become a rare delicacy. If we don't stop overfishing now, fishing will be over.

Politicians will probably tell you that plates are getting bigger.





ESPRIX 2003: die Müller mit Weltklasse

Aus den Händen von Bundesrat Kaspar Villiger durfte CEO Josef Achermann von der Swissmill am 12. März in Luzern den diesjährigen Unternehmens-Oscar, den ESPRIX Award, entgegennehmen. Seit 1996 verfolgt die Mühle beim Escher-Wyss-Platz in Zürich konsequent eine Strategie mit dem Ziel, als «Müller mit Weltklasse» in jeder Hinsicht europatauglich zu werden. Ausser den ISO-Zertifikaten 9001 und 9001:2000 hat sich das Unternehmen mit rund 90 Mitarbeitenden bisher auch in den Bereichen Umweltschutz (ISO-Zertifikat 14001) sowie Soziales und Ethik (SA 8000) hervorgetan. Der von der Credit Suisse als Hauptsponsorin mitgetragene ESPRIX Award bescheinigt nun der Swissmill eine vorbildlich ganzheitliche Vorgehensweise. Mehr Informationen im emagazine unter www.credit-suisse.com/bulletin oder unter www.esprix.ch (schi)

Winterthur Group ist nun noch leistungsfähiger

Per 1. März 2003 hat die Winterthur Group ihre Managementstrukturen vereinfacht und die Divisionen Insurance und Life & Pensions unter einer einheitlichen Leitung zusammengeführt. Dies reduziert die Komplexität innerhalb des Unternehmens und generiert gleichzeitig Einsparungen sowie eine deutliche Effizienzsteigerung. In der Schweiz bleiben die beiden Bereiche «Nicht-Leben» und «Leben» getrennt, da sie über eine substanzielle Grösse verfügen. Die Winterthur Group, die von CEO Leonhard Fischer und neun Geschäftsleitungsmitgliedern geführt wird, zählt im europäischen Direktversicherungsgeschäft zu den fünf grössten Versicherungsgruppen. 2002 erwirtschaftete sie mit 32 000 Mitarbeitenden ein Prämienvolumen von 37,4 Milliarden Franken und verwaltete Kapitalanlagen in der Höhe von 133,7 Milliarden Franken. (schi)

Credit Suisse Junior Awards 2002 verliehen

Erstmals gewann letztes Jahr in Zürich mit der 17-jährigen Bettina Schmid aus Seon eine Schweizerin die Europameisterschafts-Goldmedaille im Mountainbike, und die U17-Fussballnationalmannschaft erspielte sich an der Europameisterschaft in Dänemark als erste Auswahl in der 107-jährigen Geschichte des Schweizerischen Fussballverbands einen internationalen Titel. Beide wurden am 3. April auf Schloss Lenzburg mit dem Credit Suisse Juniors Award ausgezeichnet. Denselben Preis erhielt auch der 19-jährige Daniel Hubmann aus Eschlikon. Er bestätigte die momentane Dominanz der Schweizer Orientierungsläufer mit dem Gewinn der Goldmedaille an der Junioren-Weltmeisterschaft in Spanien. Einen Sonderpreis erhielt der Eishockeyverband für seine erfolgreiche Nachwuchsarbeit. Porträts der Sieger finden sich im emagazine unter www.credit-suisse.com/bulletin (schi)



Bettina Schmid

Daniel Hubmann

winStar: Skistars der Zukunft

Zum Abschluss der Skisaison zeichnete die Winterthur am 15. März in Lillehammer den Norweger Aksel Lund Svindal sowie die Amerikanerin Libby Ludlow als «winStars of the Season» aus. Der



Tamara Müller

winStar ist ein Spezialpreis der Winterthur für Nachwuchsfahrerinnen und -fahrer mit höheren Startnummern, die sich in der Weltspitze etablieren können. Bei den Damen verpasste die Schweizerin Tamara Müller den Siegerpreis von 150 Gramm Gold nur knapp; wie die Siegerin sicherte auch sie sich zweimal den Titel des «winStar of the Race». Mehr dazu im emagazine unter www.credit-suisse.com/bulletin (schi)

Bulletin holt Silber

Das Bulletin der Credit Suisse ist beim Magazinwettbewerb «Best of Corporate Publishing 2003» mit einer Silbermedaille ausgezeichnet worden. Um den «Oscar für Unternehmensmagazine» bewarben sich 326 Publikationen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. **Marcus Balogh, Redaktion Bulletin**



Die Bulletin-Redaktion und das Grafikteam von Arnold Design, von links nach rechts: Monika Isler, Andreas Schiendorfer, Marcus Balogh, Adrian Goepel, Urs Arnold, Ruth Hafen, Daniel Huber und Karin Bolliger.

➤ Das Bulletin will mehr als ein klassisches Kundenmagazin sein. Es soll eine Mischung aus gesellschaftspolitisch relevanten Themen und aktueller Wirtschaftsberichterstattung bieten. Am entsprechenden Auftritt feilt seit fünf Jahren die externe Partnerfirma Arnold Design. Dem 27-köpfigen Jurorengremium des Forum Corporate Publishing ist das Bemühen der Bulletin-Macher eine Silbermedaille wert. Das Bulletin bestechte durch klare Optik und verständliche Texte.



Foto: Martin Stollenwerk

ANZEIGE

NAME/VORNAME:
NAME/FIRST NAME:

FIRMA/STRASSE:
COMPANY/STREET:

PLZ/ORT/LAND:
POSTAL CODE/CITY/COUNTRY:

TELEFON/TELEFAX:
PHONE/FAX:

UNTERSCHRIFT:
SIGNATURE:

SENDEN AN:
CUNO HÜGLI
MURGENTHALSTRASSE 30
4900 LANGENTHAL
E-MAIL: c-huegli@c-huegli.ch
FAX: 062 923 73 36



PREIS BUCH INKL. CD-ROM SFR. **56.-** ZUZÜGLICH
VERSANDKOSTEN. PRICE BOOK AND CD-ROM COM-
BINED SFR. **56.-**. PLUS MAILING COST.
BEI EINER BESTELLUNG MIT DIESEM COUPON ODER
E-MAIL ERHALTEN SIE **20% RABATT**

Reaktionen auf das Bulletin 01/2003

Bulletin-Sorgenbarometer im Medienspiegel

«St. Galler Tagblatt»:

Wenig Vertrauen in die Wirtschaft

«Le Temps»:

Le terrorisme ne fait plus peur

«Corriere del Ticino»:

La sanità preoccupa gli Svizzeri

Verschwendung von Geldern

Ihre Verschwendung von Kundengeldern und Druckerfarben für Autorennen ärgert mich. Formel 1 gehört ins letzte Jahrhundert. Die Herren Rennfahrer mögen ihre Spielzeuge selber bezahlen.

Othmar Dubler, per E-Mail

Rückgang im Sozialprodukt

Für mich als Ökonom war es lehrreich zu erfahren, welche wirtschaftliche Bedeutung der Motor-«Sport» doch letztlich hat. Sicher wird dadurch das «zügige Fahren» vor allem in der Gruppe jugendlicher Fahrer angeregt; und bestimmt steigt auf diese Weise das gemessene Inlandprodukt durch die zunehmenden Aufwendungen für Dienste zum Abtransport und zur Hospitalisierung sowie zur Rehabilitation derjenigen, die verunfallt «auf der Strecke» bleiben. Warum angesichts dessen die Belastung des Gesundheitssystems den Schweizern den Schlaf raubt? Ganz schlimm wäre ja ein allfälliges Verbot der Tabakwerbung. Wir hätten dann ja schon wieder einen Rückgang im Sozialprodukt hinzunehmen, weil sich weniger Leute krank oder zu Tode rauchen oder nicht mehr – wie bis anhin – schon in mittleren Jahren zu invaliden Almosen-genössigen werden! Viele Lungenheilstätten samt den damit verflochtenen Zulieferern würden arbeitslos! Offenbar wollen da einige Fanatiker nicht einsehen, dass das Rauchen ja die in der Tabakpflanze gespeicherte Sonne auf schnellstem Weg in den Körper bringt.

Gerhard Merk, per E-Mail

Geärgert? Gefreut?

Liebe Leserin, lieber Leser

Sagen Sie uns Ihre Meinung! Schicken Sie Ihre Leserbriefe an: Credit Suisse Financial Services, Redaktion Bulletin, XCPB, Postfach 2, 8070 Zürich, oder an bulletin@credit-suisse.com



marcus.balogh@credit-suisse.com

Von guter Miene und offenem Ohr

Was habe ich mich gefreut! Ein neuer Computer war angekündigt. Inklusive Flachbildschirm. Toll! Angesichts neuer Elektronik gerate ich immer ganz aus dem Häuschen. Vor allem, wenn das Datenblatt derart futuristisch ausfällt: 1-GHz-G4-Prozessor, 256-Kbit-L2, 2fach Firewire 400, 80-GB-Harddisk und so weiter und so fort. Beeindruckend – wenn ich auch gestehen muss, dass ich nicht alles verstehe. L2? Was ist L2? Trotzdem: Ist es nicht erstaunlich, wie weit wir gekommen sind? 1987 war die Festplatte meines Computers 2 MB gross, der Arbeitsspeicher umfasste 128 Kilobyte. Tempi passati – zum Glück. Ich weiss es zu schätzen, dass die Hardware heute mehr leistet. Oder mache ich mir da nur etwas vor? So viel schneller wirkt der letzte Schrei der PC-Industrie ja nun auch wieder nicht. Und einfacher zu bedienen ist er schon gar nicht. Noch erstaunlicher: Ich habe das Gefühl, früher weniger binäre Problemzonen gekannt zu haben. Zwei bis drei Abstürze pro Tag sind heute doch völlig normal. Das habe mit der Kompatibilität der Programme zu tun, verrät mir unser Computerspezialist. In der Tat mögen sich mein Textverarbeitungsprogramm und mein Browser nicht gut leiden – zumindest ist ihre Beziehung kapriziös. Manchmal gehts gut, manchmal auch nicht. Vielleicht hängt das vom Wetter ab. Oder von der Luftfeuchtigkeit. Auf jeden Fall ist es bis zum perfekten Programm noch ein weiter Weg. Und das betrifft nicht nur die Textverarbeitung und den Browser. Unser Mailprogramm soll zum Beispiel eine nahtlose Schnittstelle mit allen anderen Office-Programmen bieten. Und das tut es auch – ausser mit den Handhelds von Palm. Erstaunlich, oder? Das ist, als würde man einen Koch anstellen, der alles kann – ausser Fleisch braten. Das Schlimme daran: Die Reihe derartiger Erlebnisse lässt sich beliebig fortsetzen. Und gute Miene zum bösen Spiel ist die einzige Taktik, damit umzugehen. Aber das kanns nicht wirklich sein, oder? Denn eigentlich wünsche ich mir Software, die einfach und logisch zu bedienen ist. Software, welche die Möglichkeiten der Hardware zu meinem Vorteil nutzt. Software, die das leistet, was versprochen wird. Mein Chef verlangt schliesslich auch, dass ich meine Versprechen halte. Warum soll das bei Software anders sein? Oder stehen wir tatsächlich an der Schwelle zu einer Epoche, in der wir Programme nachsichtiger behandeln als Mitarbeiter? Ich hoffe nicht. Also: Falls jemand ein wirklich gutes Textprogramm kennt, eines das schnell, einfach und logisch ist – na ja, ich wäre dankbar und hab für Vorschläge jederzeit ein offenes Ohr!

Marcus Balogh

«Auch das Kundenverhalten hat sich markant verändert»

Josef Meier ist der neue Chef Corporate & Retail Banking der Credit Suisse. Vorher leitete er sieben Jahre lange die Neue Aargauer Bank, eine Tochter der Credit Suisse. Interview: Daniel Huber, Redaktion Bulletin

Daniel Huber Die «bundesrätlichen» ersten 100 Tage im Amt haben Sie hinter sich. Wie haben Sie den Wechsel von der Neuen Aargauer Bank an die Spitze des Privat- und Firmenkundengeschäfts der Credit Suisse erlebt?

Josef Meier Ich habe mich sehr gut in die neue Position eingelebt. Ein grosser Vorteil war sicher, dass ich die Organisation bereits gut kannte. Auch für viele Mitarbeitende war ich ja kein Unbekannter.

Während der grossen Börsenhausse wurden die Retail Banker immer ein wenig als bodenständig belächelt. Die Zeiten haben sich bekanntlich geändert. Ist der kleine Kunde heute wieder mehr König als noch vor drei Jahren? Bodenständigkeit ist für mich etwas Positives. Deshalb konnte ich damit immer gut leben. Wir haben das Retail Banking – also den Bereich, der die Firmen und die meisten privaten Kunden in der Schweiz betreut – restrukturiert und erwirtschaften nun seit Jahren stabile Gewinne. Dahinter steht ein starkes Bekenntnis zum Retail Banking und zum Markt Schweiz. Als Dienstleistungsunternehmen ist für uns klar: Kunden und Kundenservice müssen im Vordergrund stehen. Effizienz und Qualität der Kundenbetreuung hängen dabei nicht davon ab, wie viel Anlagevermögen jemand bei uns hat. Wir haben schon immer jeden Kunden sehr ernst genommen. Die Kundengrösse allein darf für uns nie der Massstab sein.

Weniger Geschäftsstellen, mehr Bancomaten sowie Telefon- und Internet-Banking – werden das Bankgeschäft und der Service immer unpersönlicher? Nicht nur unser Serviceangebot, auch das Kundenverhalten hat sich in den letzten Jahren markant verändert. Wir bieten heute mehrere Kanäle an, welche die

Kunden je nach Bedürfnis wechselweise nutzen können. Den meisten Kundinnen und Kunden ist eine direkte Ansprechperson am Schalter nicht mehr so wichtig. Sie wickeln – wie ich übrigens auch – ihre Routine-Geldangelegenheiten über Automaten und Internet ab. Über 80 Prozent der Bargeldbezüge erfolgen heute am Automaten.

Wie stark ist das Corporate & Retail Banking vom angekündigten Stellenabbau der Credit Suisse betroffen? Strukturanpassung und Optimierung der Arbeitsabläufe sind ein Dauerauftrag. Wir arbeiten seit Jahren auf schlanke Strukturen hin und sind deshalb gut positioniert. Um unsere Profitabilität nachhaltig zu sichern, müssen aber auch wir einen Beitrag leisten. Es werden alle Segmente angeschaut. In den Kundenbereichen haben wir bereits im letzten Jahr begonnen, Anpassungen vorzunehmen. Da sind wir recht gut aufgestellt.

Wo setzen Sie in der heutigen Zeit Geschäftsschwerpunkte? Im Hypothekengeschäft zum Beispiel. Vor allem beim privat genutzten Wohneigentum bewegt sich zurzeit einiges. Wir bieten auch im Vergleich zur Konkurrenz eine attraktive Produktpalette zu interessanten Konditionen. Die trotz hartem Wettbewerb zunehmenden Anfragen und Abschlüsse sowohl von Neukunden als auch von bestehenden Kunden sind viel versprechend. Auch das Kartengeschäft und das Leasing wachsen kontinuierlich. Dort haben wir übrigens in der letzten Zeit Stellen geschaffen.

Bezüglich Kreditvergabe an kleine und mittlere Unternehmen wird den Grossbanken immer wieder übermässige Strenge und wenig Flexibilität vorgeworfen. Wie stellen Sie sich dazu? Das trifft schlicht nicht zu. Der Wettbewerb im Firmenkundengeschäft – auch



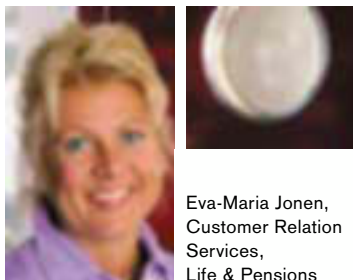
Josef Meier, neuer Chef Corporate & Retail Banking der Credit Suisse



mit den KMU – ist absolut intakt. Für uns ist das ein Kerngeschäft, aus dem wir uns sicher nicht selber verdrängen werden. Obwohl wir ein wichtiger Marktteilnehmer sind, können wir uns überhöhte Preise und zu harte Bedingungen auf Dauer nicht leisten. Wir haben eine seit langem grundsätzlich unveränderte Kreditpolitik mit klaren Kriterien für die Kreditvergabe, einem ausgebauten Rating-System und entsprechendem risikogerechtem Pricing. Jedes Unternehmen wird einzeln beurteilt. Im Übrigen sind unsere Kreditvolumen bei den KMU in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen. **In der augenblicklichen Wirtschaftsflaute wächst auch die Gefahr von Kreditverlusten. Was erwartet Sie in dieser Beziehung?** Bei einer weiter anhaltenden Verschlechterung der Wirtschaft dürften auch die Schwierigkeiten der Unternehmen wachsen. So problematisch wie in den Neunzigerjahren schätzen wir die Situation aber nicht ein. Die Unternehmen sind heute allgemein besser gerüstet. Die Credit Suisse verfolgt seit Jahren eine konsequente Kreditpolitik und Risikoversorge. Wir sind daher zuversichtlich, dass die Qualität unseres Kreditportefeuilles insgesamt zufriedenstellend bleibt.

Ein Mantel für den Fonds

Alle Anlagefonds aus dem Fund Lab der Credit Suisse können neu mit einer Lebensversicherung umhüllt werden. Der Investor bleibt flexibel und kann Steuern sparen. **Eva-Maria Jonen, Customer Relation Services, Life & Pensions**



➤ Ein wichtiges Ziel der privaten Vorsorge für Privatpersonen und Unternehmer ist der Schutz vor den finanziellen Folgen einer Erwerbsunfähigkeit oder eines Todesfalles. Längerfristig wird auch der gezielte Kapitalaufbau mit Hilfe einer fondsgebundenen Lebensversicherung immer wichtiger, sei es um ein Sparziel zu erreichen oder im Hinblick auf die private Altersvorsorge.

Viele sind durch die anhaltende Volatilität an den Börsen verunsichert und räumen der unmittelbaren Sicherheit höhere Priorität ein als langfristigen Renditeperspektiven. Allerdings können so attraktive Renditemöglichkeiten ungenutzt verstreichen.

Angesichts der momentan sehr tiefen Zinsen stellt sich die Frage, welche Instrumente sich für den gezielten Kapitalaufbau eignen. In der breit diversifizierten Fondspalette der Credit Suisse gibt es Fonds, die speziell auf das aktuelle Marktumfeld und die Kundenbedürfnisse ausgerichtet sind.

Zinsmanagement ist nahe am Markt

Einer dieser Fonds, die speziell für die private Vorsorge geeignet sind, ist der jüngst in die Fondspalette aufgenommene Credit Suisse Bond Fund (Lux) TOPS. Dieser neue Obligationenfonds vereint die positiven Eigenschaften von kurz- und langfristigen Obligationen. Er bietet mehr Sicherheit und einen kontinuierlicheren Wertverlauf im Vergleich zu einer Investition nur in einzelne Obligationen. Ein aktives Zinsmanagement erlaubt es zudem, die Marktentwicklung

besser zu berücksichtigen und damit eine attraktivere Rendite zu erzielen.

Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, dass die individuelle Wahl der Balance zwischen Risiko und Rendite Veränderungen unterliegt. Neben den Finanzmärkten beeinflussen auch persönliche Lebensumstände das Anlageverhalten und damit die Vorsorgestrategie.

Mit einer fondsgebundenen Lebensversicherung bleibt der Anleger flexibel, denn Fondswechsel sind jederzeit möglich. Zudem kann er vom Vorsorgeschutz und von den Vorteilen einer Lebensversicherung profitieren. Wenn Anlagefonds mit einer Lebensversicherung «umhüllt» werden, unterliegen die Erträge keiner Verrechnungssteuer und – unter Einhaltung gewisser Bedingungen – auch keiner Einkommenssteuer. Dies wirkt sich besonders bei den Fonds aus, die auf kontinuierlichen Kapitalaufbau und nicht primär auf Kapitalgewinn ausgerichtet sind. Neben dem Versicherungsschutz und den Steuerprivilegien sind auch die freie Begünstigung sowie das Erb- und Konkursprivileg Vorteile, die je nach Lebenssituation entscheidende Aspekte des Kapitalschutzes bieten.

Die Credit Suisse bietet ihren Kunden als erste Bank die Möglichkeit, sämtliche 1500 Anlagefonds ihrer breit diversifizierten Fondspalette mit einer Lebensversicherung zu ummanteln. Privatanleger können die nötigen Informationen direkt online auf dem Insurance Lab (www.credit-suisse.com/insurancelab) abrufen. In den nächsten Monaten werden weitere Fonds lanciert, die auf verschiedene Vorsorgebedürfnisse ausgerichtet sind. So können die individuellen Vorsorge- und Anlagestrategien der Kunden auch in Zukunft sehr zeitnah an die aktuellen Marktgegebenheiten angepasst werden; diese Flexibilität ermöglicht es den Investoren, auch von zukünftigen Chancen auf den Finanzmärkten zu profitieren. ■

**strong
buy:
fremd-
sprachiges
bei
buch.ch**



**top-
auswahl –
1a-service:
buch.ch!**

buch.ch
einfach vielseitiger

Tiefe Zinsen sparen Geld

Die Zinsen haben ein historisches Tief erreicht. Wer sich jetzt für eine Fix-Hypothek entscheidet, profitiert während Jahren vom aktuellen Zinsniveau. **Hanspeter Kurzmeyer, Leiter Privatkunden Schweiz**

➤ Mit einem Anstieg von rund sieben Prozent bei Eigentumswohnungen und vier Prozent bei Einfamilienhäusern haben die schweizerischen Immobilienpreise im letzten Jahr überdurchschnittlich zugelegt. Am stärksten sind die Preise in den Ballungszentren betroffen. So kosten Eigentumswohnungen in der Region Zürich heute rund 13 Prozent, am Genfersee über acht Prozent mehr als im Vorjahr. Letztmals wurden solche Werte zu Beginn der Neunzigerjahre beobachtet. Diese Immobilienhausse ist insofern erstaunlich, als die realen Liegenschaftspreise in einer konjunkturellen Schwächephase normalerweise rückläufig tendieren. Allerdings ist der aktuell zu beobachtende Konjunkturzyklus auch alles andere als «normal».

Die Inflation ist sehr tief und die Zentralbanken verfügen dadurch immer noch über Spielraum, die geldpolitischen Zügel etwas zu lockern. Dies hat in vielen europäischen

Ländern – so auch in der Schweiz – zu einem eigentlichen Boom der Hypothekenausleihungen und Immobilienpreise geführt.

Die Gelegenheit ist günstig

Der Zinssatz einer Fest-Hypothek mit einjähriger Laufzeit lag im März 2003 knapp über zwei Prozent, jener für fünf Jahre bei rund drei Prozent. Noch tiefere Zinsen sind nur zu erwarten, falls es nicht gelingt, trotz solch günstiger Rahmenbedingungen

die Wirtschaft anzukurbeln. Dieses Szenario ist denkbar – aber unwahrscheinlich.

Für «Neueinsteiger» präsentiert sich die Situation auf dem Hypothekarmarkt daher einmalig günstig: Mit einer Fix-Hypothek kommen sie in den Genuss tiefer Zinsen, zusätzlich sichern sie sich gegen das Risiko steigender Zinsen ab – auf Jahre hinaus. Je nach Bedürfnis des Kunden liegt die Laufzeit einer Fest-Hypothek bei der Credit Suisse zwischen ein und zehn Jahren.

Hanspeter Kurzmeyer,
Leiter Privatkunden
Schweiz



Rechenbeispiel: Fix-Hypothek bei einer Laufzeit von drei Jahren

Tiefere Zinsen als im Moment sind nur dann zu erwarten, wenn es nicht gelingt, die Schweizer Wirtschaft anzukurbeln. Trotz günstiger Rahmenbedingungen ist dieses Szenario nicht ganz auszuschliessen, aber es ist sehr unwahrscheinlich. Der Zeitpunkt für den Abschluss einer langjährigen Fest-Hypothek ist so günstig wie selten zuvor. (Stand 18. März 2003)

Finanzierung bei	10% Eigenkapital		20% Eigenkapital		
Kaufpreis/Verkehrswert	CHF	800 000	100%	CHF 800 000	100%
Eigenkapital (bar)	CHF	80 000	10%	CHF 160 000	20%
1. Hypothek	CHF	528 000	66%	CHF 528 000	66%
2. Hypothek	CHF	192 000	24%*	CHF 112 000	14%
Zinskosten, Amortisation und Nebenkosten					
1. Hypothek à 2,35%	CHF	12 408		CHF	12 408
2. Hypothek à 3,10%	CHF	5 952		CHF	3 472
Jährliche Amortisation (berechnet auf 20 Jahre)	CHF	9 600		CHF	5 600
Jährliche Nebenkosten (1% des Kaufpreises)	CHF	8 000		CHF	8 000
Total Belastung (im Jahr)	CHF	35 960		CHF	29 480
Total Belastung (im Monat)	CHF	2 997		CHF	2 457

* 10% des Kaufpreises/Verkehrswertes müssen durch ein 3.-Säule-Guthaben oder durch Wertschriften gedeckt sein

Auch für Hausbesitzer oder Wohnungseigentümer drängt sich eine Neueinschätzung der eigenen Verhältnisse auf. Bei der gegenwärtigen Lage lohnt sich eventuell der Wechsel zu einer Fest-Hypothek. Von einer variablen Hypothek zu einer Fix-Hypothek lässt sich dieser Wechsel in der Regel sogar ohne Kündigungsfrist durchführen.

Selbst wer bereits eine Hypothek mit fester Laufzeit hat, kann von den tiefen Zinsen profitieren. Für eine weitere Laufzeit des Hypothekendarlehens lässt sich der Zinssatz bis zu 24 Monate im Voraus fixieren. Damit kennt der Darlehensnehmer seinen künftigen Zinssatz schon heute – selbst wenn die Zinsen bis Ende der Laufzeit seiner Hypothek wieder steigen. Wessen bestehende Fest-Hypothek in den nächsten Monaten ausläuft, sollte also möglichst bald mit seinem Berater das weitere Vorgehen besprechen.

Die Credit Suisse positioniert sich weit vorne

Um zu vermeiden, dass die gesamte Summe des Hypothekendarlehens während einer Hochzinsphase verlängert werden muss, kann ausserdem eine Aufteilung der Darlehensschuld in Tranchen mit verschiedenen Laufzeiten sinnvoll sein. Die Kombination von kurz- und mittelfristigen Laufzeiten für die einzelnen Hypothekartranchen bietet einen Spielraum bei veränderten Zinsniveaus.

Die Möglichkeit, eine Fix-Hypothek abzuschliessen, besteht auch für Eigenheimbesitzer, die Amortisationszahlungen auf ihrem Darlehen leisten. Die festgelegten Beträge werden indirekt über die gebundene Vorsorge (Säule 3a) oder über die freie Vorsorge (3b) auf ein zu Gunsten der Credit Suisse verpfändetes Konto einbezahlt. Die so angesparte Summe kann am Ende der Hypothekarlaufzeit mit der Darlehensschuld verrechnet werden.

Last but not least: Sogar für Eigenheimbesitzer, die ihre Hypothek bei einer anderen Bank haben, lohnt sich ein Vergleich mit dem Angebot an Hypothekarmodellen der Credit Suisse. Gemäss der Wirtschaftszeitung «Cash» vom 14. Februar 2003 bietet die Credit Suisse ihre Fix-Hypotheken zu ausserordentlich interessanten Konditionen an und positioniert sich damit im Schweizer Markt in den vordersten Rängen.

Nach-Lese

The Civil Corporation

The New Economy of Corporate Citizenship

Von Simon Zadek, gebundene Ausgabe, nur in Englisch, 240 Seiten, ISBN 1-85383-813-6



Simon Zadek ist einer der Vordenker im Bereich Nachhaltigkeit. In seinem neuesten Buch beschäftigt er sich mit der Civil Corporation, dem «bürgerschaftlichen Unternehmen», und versucht, die sich wandelnde Rolle der Unternehmen in der Gesellschaft aufzuzeigen. Heute wird viel über rechtliches, gesellschaftliches oder ökologisches Wohlergehen der Unternehmen

diskutiert. Zadek liefert Beispiele von Kampagnen gegen Unternehmen wie Shell, Nestlé oder Nike und zeigt auf, wie diese von Nichtregierungsorganisationen (NGO) konzipiert und durchgeführt werden. Er legt dar, wie sich Unternehmen und NGO das Vertrauen der informierten Bürger immer wieder erarbeiten müssen. Unternehmen tun dies immer öfter durch regelmässige Berichterstattung über die ökonomischen, gesellschaftlichen und ökologischen Auswirkungen ihrer Geschäftstätigkeit. Auf der Basis einer fundierten Analyse der aktuellen Diskussion um Nachhaltigkeit und Unternehmensverantwortung charakterisiert Zadek die Civil Corporation als Modell des Unternehmens der Zukunft. Nicht ohne Inkonsistenzen zeigt er für die Entwicklung der Rolle der Unternehmen in der Gesellschaft einen bedenkenswerten, zuweilen etwas idealistischen Mittelweg zwischen Wall Street und Seattle auf. Das Buch ist verständlich geschrieben, enthält Zitate, welche die Nachhaltigkeitsdebatte beleuchten, sowie Beispiele aus der aktuellen Unternehmenspraxis. **Bruno Bischoff, Public Affairs Credit Suisse Group**

Führen: Zurück zum Wesentlichen

Von Rudolf Villiger, gebundene Ausgabe, nur in Deutsch, 290 Seiten, ISBN 3-280-05012-X



Internetdebakel und internationale Unternehmensskandale: Die allgemeine Verunsicherung macht sich auch auf Managementebene breit. Die Zeit ist reif für eine Rückbesinnung auf traditionelle Werte, auch was das Thema Führung betrifft. Da kommt Rudolf Villigers Buch gerade zur rechten Zeit. Der Autor erinnert an vergessene Grundsätze der Unternehmensführung,

beleuchtet die Wichtigkeit von interner und externer Unternehmenskommunikation, macht sich stark für eine kluge Handhabung der Leistungsmessung, plädiert aber auch für die «kreative Unruhe» einer Unternehmung. Villiger, promovierter Betriebswirtschaftler, illustriert seine Thesen mit Beispielen aus seiner jahrzehntelangen Führungserfahrung in diversen Unternehmen und Verwaltungsräten, lässt aber auch Gedanken von Konfuzius oder Bill Gates einfließen.

Ruth Hafen, Redaktion Bulletin

► Weitere Rezensionen finden sich im Financial Bookshelf der Credit Suisse Private Banking Website unter www.credit-suisse.com

Sicherheit und Renditechancen selbst bei fallenden Kursen

Heute sind Investitionsmöglichkeiten gefragt, die dem Anleger Chancen auf attraktive Renditen bieten, ohne dass er dabei ein volles Aktienrisiko eingehen muss. Die neuen Callable Down-&-In Reverse Convertibles bieten genau das. **Florence Schnydrig, Derivatives and Structured Products**

➤ Reverse Convertibles sind strukturierte Produkte, welche in ihrer Standardausführung eine defensive Alternative zu Aktien darstellen. Der Anleger realisiert die maximale Rendite, wenn der Basiswert (Index oder Einzelaktie) bei Verfall über einem vorgegebenen Kursniveau, dem so genannten Strike, notiert.

Bei Reverse Convertibles werden am Anfang Couponzahlungen definiert, die deutlich über den Geldmarktzinssätzen liegen. Diese werden dem Anleger in jedem Fall ausbezahlt. Nicht garantiert ist dagegen die Rückzahlung des investierten Kapitals. Diese Summe variiert je nach der Entwicklung des zu Grunde liegenden Basiswertes. Schliesst dieser bei Verfall über dem Strike, erfolgt die Rückzahlung zu 100 Prozent und die maximale Rendite ist dank den erhaltenen Couponzahlungen erreicht. Da der Strike zumeist beim aktuellen Kurs des Basiswerts zum Zeitpunkt der Emission fixiert wird, muss dieser über die entsprechende Lauf-

zeit nicht einmal ansteigen, damit der Anleger die maximale Rendite erreicht. Schliesst der Basiswert jedoch unter dem Strike, so reduziert sich das investierte Kapital entsprechend. Ein realer Verlust resultiert aber erst dann, wenn die Wertverminderung die erhaltenen Couponzahlungen übersteigt.

Nun lanciert die Credit Suisse eine weitere Variante der Reverse Convertibles, die so genannten Callable Down-&-In Reverse Convertibles. Diese haben den entscheidenden Vorteil, dass auch dann noch eine 100-prozentige Rückzahlung erfolgen kann, wenn der zu Grunde liegende Basiswert bei Verfall unter dem vordefinierten Strike notiert. Konkret: Anleger können selbst dann noch einen Gewinn erwirtschaften, wenn der Basiswert einen Verlust realisiert! Bei Callable Down-&-In Reverse Convertibles wird nämlich unterhalb des Strike ein zweiter Level, der so genannte Knock-in Level, festgelegt. Solange der Index respektive die Aktie diesen Level während der

Laufzeit nie berührt oder durchbricht, werden dem Anleger am Schluss 100 Prozent des Kapitals zurückbezahlt. Während der Laufzeit hat er gleichwohl Anrecht auf die Couponzahlungen. Hat aber der Basiswert den Knock-in Level auch nur einmal berührt oder durchbrochen, wird bei Verfall wie bei «normalen» Reverse Convertibles der Stand des Basiswertes in Rechnung gestellt.

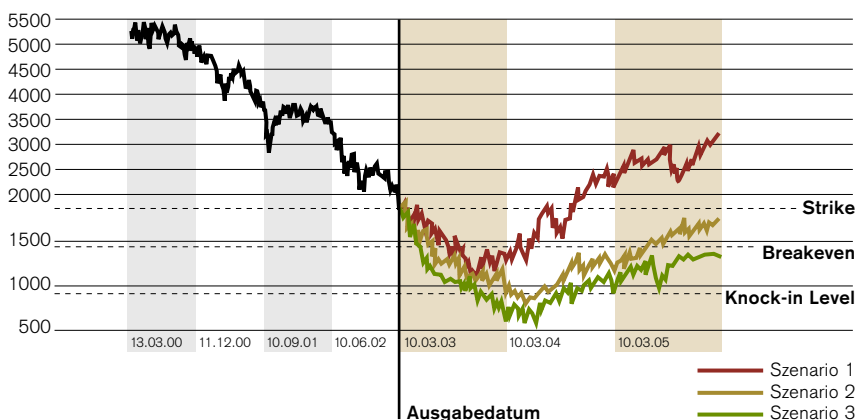
Die drei möglichen Szenarien

Vergangenem März lancierte die Credit Suisse einen Callable Down-&-In Reverse Convertible in Schweizer Franken mit einer Laufzeit von drei Jahren und einer Couponverzinsung von sieben Prozent (Valor 1 575 062). Dieser richtet sich nach dem EUROSTOXX-50-Index, der am Ausgabedatum 1850 Punkte betrug. Dieser Wert entspricht dem Ausübungspreis dieses Reverse Convertible. Der Knock-in Level wurde 50 Prozent unter diesem Indexstand, bei 925 Indexpunkten, fixiert. Letztmals wurde dieser Wert im Februar 1991 notiert! Wenn der EUROSTOXX 50 in den nächsten drei Jahren nie mehr als 50 Prozent verliert, wird der Callable Down-&-In Reverse Convertible zu 100 Prozent zurückbezahlt (Szenario 1).

Sollte der Knock-in Level jedoch berührt werden und sich ausserdem der Index bis zum Verfall in drei Jahren nicht mehr erholen und unter dem Strike notieren, würde die Rückzahlung prozentual reduziert (Szenario 2). Da der Anleger aber die drei Couponzahlungen von sieben Prozent pro Jahr in jedem Fall erhält, verliert er erst Geld, wenn der Index in drei Jahren mehr als 21 Prozent tiefer als bei Emission notiert. Die Gewinn-Verlust-Schwelle (Break-even) liegt also bei 1460 Indexpunkten (Szenario 3).

Mögliche Szenarien des neuen Reverse Convertible

Die Entwicklung des EUROSTOXX-50-Index über die letzten drei Jahre verglichen mit dem Strike-, Breakeven- und Knock-in Level des neuen Callable Down-&-In Reverse Convertible und die möglichen Szenarien. Quelle: Bloomberg/Hypothetische Szenarien



emagazine

Ihr Link zu unserem Know-how: <http://www.credit-suisse.com/bulletin>

Wettbewerb

Gewinnen Sie ein PowerBook G4

Neue Abonnenten des kostenlosen emagazine-Newsletters haben die Chance, ein brandneues 17"-PowerBook G4 zu gewinnen. Der emagazine-Newsletter liefert jeden Montag aktuelle Infos zu Wirtschaft, Finanz, Kultur und Sport.

Analysen zur Arbeitslosigkeit in der Schweiz, ein Videointerview zu den Aussichten der Airlineindustrie oder Tipps zur Geldanlage in unsicheren Zeiten: Das emagazine schafft Transparenz. Reportagen aus der Formel-1-Box, Geschichten vom Fussballplatz oder Interviews mit Kulturschaffenden sorgen für zusätzliche Farbtupfer. Ein Shop mit allen wichtigen Publikationen der Credit Suisse rundet das Angebot ab.

17"-PowerBook G4: Hightech im Apple-Design. Nur 2,5 Zentimeter dick und dank einem ultraleichten Aluminiumgehäuse nur 3,1 Kilogramm schwer, dafür als weltweit erstes Notebook mit einem 17"-Breitformatbildschirm ausgestattet: ein starkes Stück.

Zur Verlosung: www.credit-suisse.com/newsletter

Teilnahmeschluss: 30. Juni 2003



Schweizer Wirtschaft

Video: Kampf ums Gold geht in die zweite Runde

In den gegenwärtigen Krisenzeiten wecken die Goldreserven der Schweizerischen Nationalbank wieder besonderen Appetit. Nachdem das Stimmvolk am 22. September 2002 sowohl die Goldinitiative als auch den Gegenvorschlag ablehnte, geht der Verteilungskampf nun in die zweite Runde. Ökonomen der Credit Suisse haben die sechs Hauptvorschläge bewertet. Am meisten Punkte erhielt dabei die einfachste aller Lösungen: der Schuldenabbau.



Management

André Kudelski übt sich im Krisenmanagement

1951 erfindet der polnische Immigrant Stefan Kudelski in Lausanne das erste portable Aufnahmegerät – es ist die Geburtsstunde der Firma Kudelski SA. Trotz Verkaufserfolgen bleibt das Unternehmen ein Nischenplayer. 1986 überzeugt André Kudelski seinen Vater, die Firma neu auf TV-Verschlüsselungssoftware auszurichten. Damit startet Kudelski einen beispiellosen Höhenflug. Inzwischen hat die Krise auch den einstigen Börsenliebling eingeholt.



Anlage

Nachhaltigkeit lohnt sich auch in harten Zeiten

Die Firma SAM Sustainable Asset Management stellt der Credit Suisse für den Stock Screener ein ökologisches, ökonomisches und gesellschaftliches Rating von Aktientiteln zur Verfügung. Gekoppelt wird dies mit einem Bericht zur Nachhaltigkeit der einzelnen Unternehmen. Lohnt sich Nachhaltigkeit aber auch in schwierigen Zeiten? Ein Interview mit dem SAM-Analysten Oliver Karius.





Endlich daheim.

**CREDIT
SUISSE**

Wir rechnen. Sie wohnen.
Die Hypo-Experten.

24h ☎ 0800 80 20 20
www.credit-suisse.com/hypotheken

Zinsen: Quo Vadis?

Letzte Woche habe ich meine Hypothek fixiert. Zugegeben, nun zahle ich monatlich etwas mehr als für meine alte, variabel verzinst Hypothek. Aber die verbreitete Meinung, wir würden eine nachhaltige Deflation erleben, überzeugt mich nicht, auch wenn heute noch keine Zeichen einer raschen Konjunkturerholung auszumachen sind. Denn diesmal wird es nicht die Konjunktur sein, welche die Zinsen wieder ansteigen lässt.

Ein anderer Aspekt bereitet mir Sorgen in Bezug auf die Zinsentwicklung: die weltweit wachsenden Schuldenberge. Viele Privathaushalte haben das rekordtiefe Zinsniveau genutzt, um ihre Hypothek aufzustocken. Unternehmen erfahren zunehmend, dass unterdeckte Pensionsverpflichtungen ebenfalls Verpflichtungen darstellen – auch wenn sie nicht als Schulden bilanziert sind. Und am meisten sorgen mich die eskalierenden Staatsschulden – besonders in den USA und der EU.

Aus dieser globalen «Schuldenfalle» führt eigentlich nur ein Weg. Wenn Staaten nachhaltig Defizite an den Kapitalmärkten finanzieren, dann erhöhen sie mittelfristig das Zinsniveau am Kapitalmarkt und verdrängen damit die privaten Kapitalnachfrager. Das führt natürlich zu einer Expansion des öffentlichen Sektors zu Lasten des privaten Sektors. Und irgendwann kommt der Zeitpunkt, zu dem Staaten ihre Verpflichtungen entweder radikal senken oder massive Steuererhöhungen beschliessen müssen – kein gutes Rezept zur Wiederwahl. Es sei denn, sie erliegen der Versuchung einer inflationären Geldpolitik. Mit solch unangenehmen Optionen konfrontiert, gehe ich davon aus, dass sich die Geschichte wiederholt – und Inflation die Schuldenberge eines Tages abtragen wird. Zeit also, meine Hypothekarzinsen zu fixieren.



Burkhard Varnholt Head Financial Products

Strategy

- 43** Konjunktur
Der zweite Golfkrieg lähmt die Wirtschaft. Auch nach seinem Ende ist lediglich ein moderates Wachstum zu erwarten.

- 44** Aktienmärkte
Trotz besserer Stimmung ist kein neuer Bullenmarkt in Sicht. Mittelfristig braucht es positive Wirtschaftsdaten.

Topics

- 50** BVG-Reform
Die berufliche Vorsorge ist in der Schweiz im Umbruch. Neue, flexiblere Lösungsansätze sind gefragt.
- 54** Informatikbranche
Nach dem Höhenflug kam für die IT-Branche der tiefe Fall. Nun gilt es, die Grundlagen für den nächsten Aufschwung zu legen.
- 56** Pensionskassendefizit
Unterdeckungen in Milliardenhöhe belasten weltweit die grossen Unternehmen. Wie gehen sie und die Staaten damit um?
- 60** Medikamente
Die Menschen der Industrieländer werden immer dicker. Als entsprechend gewinnträchtig gelten Medikamente gegen Fettleibigkeit.

► www.credit-suisse.com/bulletin
Ihr Link zu unserem Know-how

Prognosen

Eurosätze (3 Monate)

	Ende 2002	27.3.2003	in 3 Monaten ¹	in 12 Monaten ¹
USA	1.4	1.3	1.3	2.4
EWU	2.9	2.5	2.0	2.2
GB	4.0	3.7	3.4	3.7
Japan	0.1	0.1	0.1	0.1
Schweiz	0.6	0.3	0.2	0.7

Renditen Staatsanleihen (10 Jahre)

USA	3.8	4.0	4.0	4.7
EWU	4.2	4.2	3.9	4.3
GB	4.4	4.5	4.2	4.7
Japan	0.9	0.7	0.8	1.0
Schweiz	2.2	2.5	2.3	2.6

Devisenkurse

USD/EUR	1.05	1.07	1.08	1.15
JPY/USD	119	120	118	126
CHF/EUR	1.45	1.47	1.47	1.47
CHF/USD	1.38	1.38	1.36	1.28
CHF/GBP	2.23	2.17	2.19	2.19

Wirtschaftswachstum

(BIP-Veränderung gegenüber Vorjahr)

	2002	aktuell	2003 ¹	2004 ¹
USA	2.4	2.9 (Q4/02)	2.4	3.0
EWU	0.8	1.3 (Q4/02)	0.9	1.8
GB	1.7	2.1 (Q4/02)	2.5	2.7
Japan	0.3	2.6 (Q4/02)	0.3	0.8
Schweiz	0.1	0.8 (Q4/02)	0.5	1.8

Aktienindizes

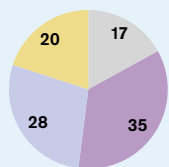
	Ende 2002	13.3.2003	in 12 Monaten ²
USA S&P 500	879.82	831.90	0
Japan TOPIX	843.29	778.52	-
Hongkong Hangseng	9321.29	8787.45	0
Deutschland DAX	2892.63	2354.31	0
Frankreich CAC 40	3063.91	2554.71	+
Grossbritannien FTSE 100	3940.40	3486.90	0
Italien BCI	1091.89	959.39	0
Spanien IBEX	6036.90	5670.70	+
Niederlande AEX	322.73	240.25	0
Schweiz SMI	4630.80	3793.30	0

¹ Prognosen

² Relativ zum MSCI Welt: + Outperformer 0 Marktperformer - Underperformer

Strategische Asset Allocation in CHF

Ausgewogen



	Geldmarkt	Obligationen	Aktien	Alternative Anlagen	Total
Schweiz	17.0	35.0	13.5		65.5
Asien			1.5		1.5
Europa (Euro)			1.5		1.5
Japan			1.0		1.0
Nordamerika			10.5		10.5
Gemischt				20.0	20.0
Total	17.0	35.0	28.0	20.0	

Im emagazine der Credit Suisse finden Sie viele weitere Wirtschaftsdaten und -informationen: www.credit-suisse.com/emagazine

Konjunktur

Die Weltkonjunktur schleppt sich immer noch im Krebsgang dahin



Beat Schumacher

Die geopolitischen Unsicherheiten lähmen die Wirtschaft.

Auch nach dem Ende des Irak-Kriegs ist lediglich ein moderates Wachstum zu erwarten.

Die jüngsten Konjunkturindikatoren weisen unverändert auf eine schleppende Entwicklung der Weltwirtschaft hin. Deutlich wird sichtbar, dass die geopolitischen Unsicherheiten die Wirtschaftstätigkeit paralisieren. Eine weitere Belastung für das Wachstum geht seit letztem November auch vom um rund 45 Prozent gestiegenen Erdölpreis aus. Und während die US-Wirtschaft immerhin ein moderates Wachstum aufweist, ist der Konjunkturverlauf in Kontinentaleuropa eher als Stagnation zu betiteln.

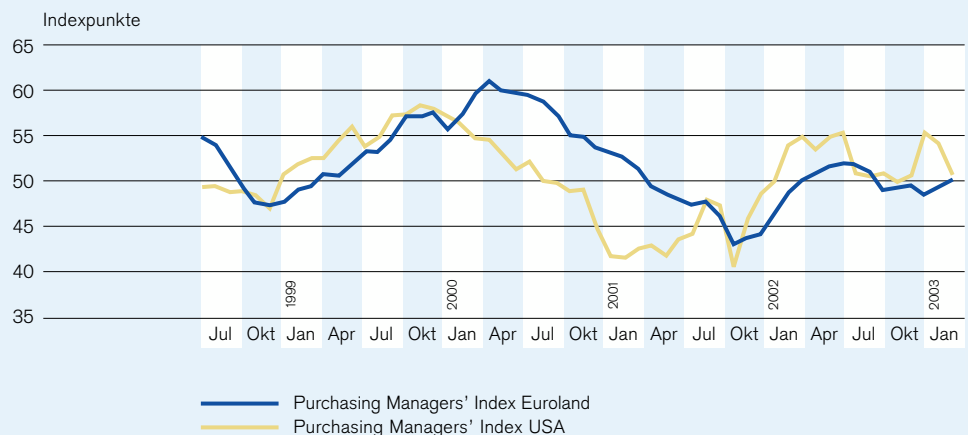
Vermeehrt wird nun die Frage diskutiert, ob eine Lösung des Irak-Konflikts effektiv zu einer spürbaren Konjunkturerholung der Weltwirtschaft führen würde. Eine Lösung dürfte einen gewissen Abbau der Unsicherheiten und tiefere Erdölpreise zur Folge haben und dadurch den Weg für eine leichte Belebung der Wirtschaftsaktivitäten ebnen. Allerdings

sprechen andere Gründe für eine lediglich moderate Erholung und ein deutlich unter dem Potenzial liegendes Wirtschaftswachstum in diesem Jahr. So wird die geopolitische Situation auch ohne latente Kriegsgefahr im Irak nach wie vor durch hohe Unsicherheiten geprägt. Für das Wirtschaftswachstum und die Finanzmärkte besteht weiterhin ein reales Risiko, zudem dämpfen die ökonomischen Ungleichgewichte in den USA weiterhin das Wachstum. Der Bereinigungsprozess im Unternehmensbereich ist zwar voll im Gange, aber noch nicht beendet, und die immer noch tiefe Sparquote der privaten Haushalte wird weiter ansteigen. Dennoch wird die erwartete globale Konjunkturerholung nach wie vor von den Vereinigten Staaten ausgehen (müssen). Ausschlaggebend sind dabei die höhere Flexibilität der US-Wirtschaft sowie deren expansivere Wirtschaftspolitik.

Einkaufsmanager-Indizes

Die schleppende Konjunktorentwicklung setzt sich fort

Die Grafik zeigt die Einschätzung der Einkaufsmanager in Bezug auf die wirtschaftliche Entwicklung. Ein Wert um 50 deutet auf einen stagnierenden, ein tieferer Wert auf einen schrumpfenden und ein Wert über 50 auf einen wachsenden Industriesektor hin.



Quelle: Bloomberg

Eine bessere Stimmung macht noch keine dauerhafte Wende



Bernhard Tschanz

Ein neuer Bullenmarkt ist trotz verbesserter Börsenstimmung nicht in Sicht.

Eine rasche Lösung in der Irak-Krise hilft kurzfristig. Mittelfristig sind aber positive Wirtschaftsdaten notwendig.

Noch Mitte März, als die Aktienmärkte der Schweiz und Europas um nicht weniger als 20 Prozent unter dem Stand vom Jahresbeginn notierten, schien das Börsentief kein Ende zu nehmen. Umso überraschender kam die Wende: Als sich in der Irak-Krise mehr und mehr ein militärischer Alleingang der USA und Grossbritanniens abzeichnete, setzten die Anleger auf eine schnelle Entscheidung und trieben viele Börsenindizes innerhalb von wenigen Handelstagen auf das Niveau zu Jahresbeginn 2003 hoch. Solch heftige Bewegungen sind nicht das Produkt von makroökonomischen Entwicklungen, sondern widerspiegeln das Kommen und Gehen gravierender Unsicherheiten und Ängste. Wenn in der Irak-Krise eine schnelle Lösung gefunden wird, Terroranschläge ausbleiben und die globale Erdölversorgung gesichert ist, dann könnte die Stimmungsverbesserung an den Aktienmärkten anhalten. Das stützt unsere

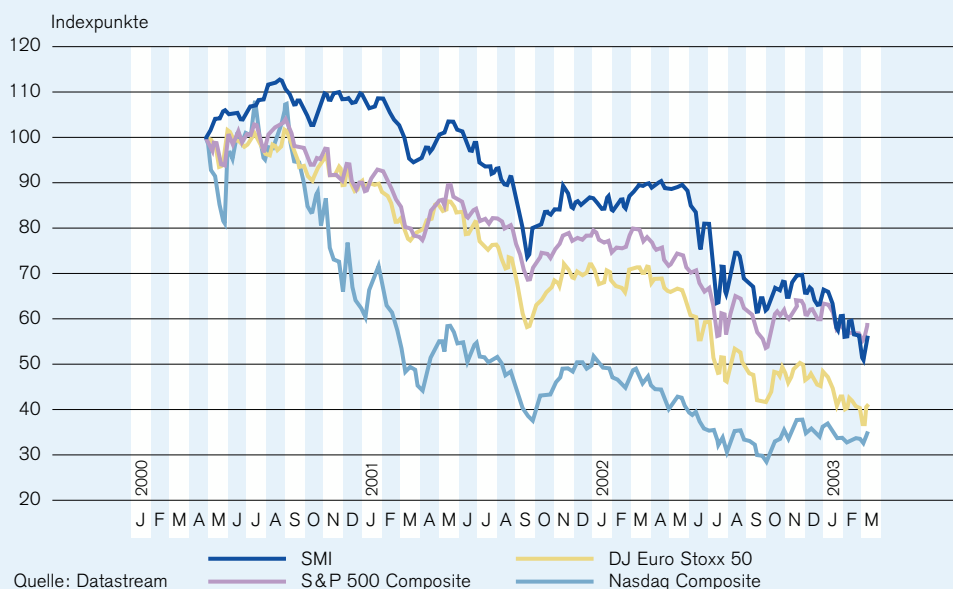
bisherige Prognose, dass das Börsenjahr 2003 einstellige, aber positive Aktienrenditen bringen sollte. Daran dürften auch weitere temporäre Indexrückschläge nichts ändern.

Und trotzdem: Einen lang anhaltenden und kräftigen globalen Wirtschafts- und Börsenaufschwung nach dem Muster der ersten Irak-Krise Anfang der Neunzigerjahre wird es kaum geben. Dafür sind die Voraussetzungen zu unterschiedlich. So bleiben die geopolitischen Risiken auch nach einer Bewältigung der Irak-Krise überdurchschnittlich hoch. Noch wichtiger ist, dass die durch die Spekulationsblase des letzten Jahrzehnts ausgelösten strukturellen Verwerfungen der Weltwirtschaft immer noch nicht abgearbeitet sind und deshalb das mittelfristige Wachstum reduzieren. Zudem dürfte die Wiederherstellung solider Bilanzrelationen für viele Unternehmen weiterhin Priorität haben. Denn die Diskussionen um die Rechnungslegungspraktiken und damit

SMI, Euro Stoxx, S&P 500, Nasdaq

Der Kriegsbeginn brachte eine erste Wende

Nachdem die Aktienmärkte seit Jahresbeginn unaufhörlich in die Tiefe sackten, brachte der Beginn des Irak-Kriegs Mitte März ein erstes, hoffnungsvolles Aufbäumen.



um die Gewinnqualität sind nicht verstummt, ebenso wenig die Frage nach dem Ausmass der Unterdeckung der Pensionspläne. Diese Entwicklungen sind in den heutigen Aktienindizes nun weitgehend eingepreist, weshalb sie das Aufwärtspotenzial der Aktien zwar begrenzen, nicht aber ausschliessen.

Die Credit Suisse geht davon aus, dass im angenommenen Szenario einer moderaten Erholung der Aktienbörsen die Bereitschaft der Anleger, zyklische Aktien zu kaufen, zwar

sukzessive zunehmen wird, der Akzent auf Qualität aber weiterhin bestehen bleibt. Deshalb empfiehlt die Credit Suisse hier in Europa vor allem DSM, LVMH, Adecco, Schneider Electric, Stora Enso und TotalFinaElf. In jüngerer Zeit sind aber auch die defensiven Sektoren und Titel kräftig unter Abgabedruck geraten, so dass die Aktien von Unternehmen mit langfristig guten Wachstumsperspektiven wie Danone, Nestlé, Schering AG oder Swatch Group heute wieder Erfolg versprechende

Einstiegsmöglichkeiten bieten. Die US-Börse hat erwartungsgemäss eine deutlich bessere Indexperformance als Europa gezeigt – dies selbst unter Berücksichtigung des schwächeren US-Dollars. Kurzfristig sind die US-Aktien deshalb weiterhin denjenigen Europas vorzuziehen. Im weiteren Jahresverlauf dürfte diese Outperformance aber auslaufen. Auch in Asien bleibt die Empfehlung unverändert: Schwellenländer kaufen, Japan verkaufen.

Länder-, Branchen- und Titelpräferenzen

Zyklische Aktien steigen in der Gunst der Anleger

Falls es zu einer moderaten Erholung der Aktienbörse kommen sollte, stiege auch die Bereitschaft, zyklische Aktien zu kaufen. Dabei würde der Akzent auf Qualität aber bestehen bleiben. Kurzfristig sind US-Aktien vorzuziehen.

	Europa	Schweiz	Nordamerika	Japan	Asien ohne Japan
Länder	Spanien				Korea
					Thailand
Sektoren (regional)	Versorger	Gesundheitswesen	Gesundheitswesen	Gesundheitswesen	Versorger
	Telekom-Ausrüster		Industriegüter	Präzisionsgüter	Transport
			Telekommunikation	Automobil	
Sektoren (global)	¹				
Fluglinien/Verkehr (–)					China Southern Airlines
Automobil (0) Peugeot				Nissan Motor	
Banken (0) HBOS			Wells Fargo & Co.		Kookmin Bank
Rohstoffe (0)					
Chemie (0) DSM		Lonza	Dow Chemical		
Baugewerbe (–)		Geberit			
Verbrauchsgüter (0)		The Swatch Group I	Procter & Gamble	Kao, Shiseido	
Energie (0) TotalFinaElf					
Maschinenbau/ Elektrotechnik (0)			Caterpillar		
Getränke(–)/Nahrungsmittel (0) Danone		Nestlé N			
Tabak (0)					
Versicherungen (0)		Swiss Re			
IT-Services/Software (+) SAP			Microsoft		
Medien (–)			Walt Disney		
Gesundheitswesen (+) Schering		Serono	Johnson & Johnson	Takeda Chemical	
			Amgen		
Papier & Zellstoff (0) Stora Enso					
Immobilien (0)					Wharf Holdings Ltd.
Detailhandel (–)				Mitsui Fudosan Co.	
Technologie-Hardware (0)				Canon, Sharp	
Halbleiter (0)					Samsung Electr.
Telekom-Ausrüster (+) Alcatel					
Telekom-Dienstleister (0) T.I.M. (Telecom Italia Mobile)			BellSouth		
Versorger (+) National Grid					Huaneng Power
Übrige (–) LVMH		Adecco		Nomura Holding	

Empfohlene Anlagefonds: Bank Hofmann Asia Stocks, CS EF Global Pharma, Dexia Inv Euro Corp Bonds, ING (L) Renta Fd Corp USD P Cap

Weitere Fonds unter www.fundlab.com

¹ Relativ zum MSCI Welt: + Outperformer 0 Marktperformer – Underperformer

Quelle: CSPB, Stand 13.03.03

Der Aufschwung ist nach wie vor unsicher



Anja Hochberg

- Die Notenbanken dürften an ihrer expansiven Geldpolitik vorerst festhalten.
- Die Eurozone bietet auch in den nächsten Monaten ein günstiges Umfeld für Bondinvestitionen.

Weltweit steht uns für den Rest des Jahres – bestenfalls – ein moderater Aufschwung bevor. Temporär dürfte freilich bei überstandener Irak-Krise Erleichterung durchaus nicht nur in der Realwirtschaft, sondern auch an den Finanzmärkten zu verspüren sein. Angesichts der verbleibenden geopolitischen Risiken und der strukturellen Wirtschaftsprobleme (siehe Artikel Seite 43) dürfte im Sommer eher realwirtschaftliche Ernüchterung denn ausgeprägter Konjunkturoptimismus angesagt sein. Wachstum, das weltweit unter Potenzial liegt, dürfte so auch mit historisch eher unterdurchschnittlich steigenden Renditen an den G7-Staatsanleihemärkten einhergehen.

Nach wie vor sorgt auch die niedrige Teuerung für ein historisch eher tiefes Zinsniveau. Da die Wachstumsrisiken die Inflationsrisiken deutlich überwiegen, dürften die Notenbanken an ihrer expansiven Geldpolitik festhal-

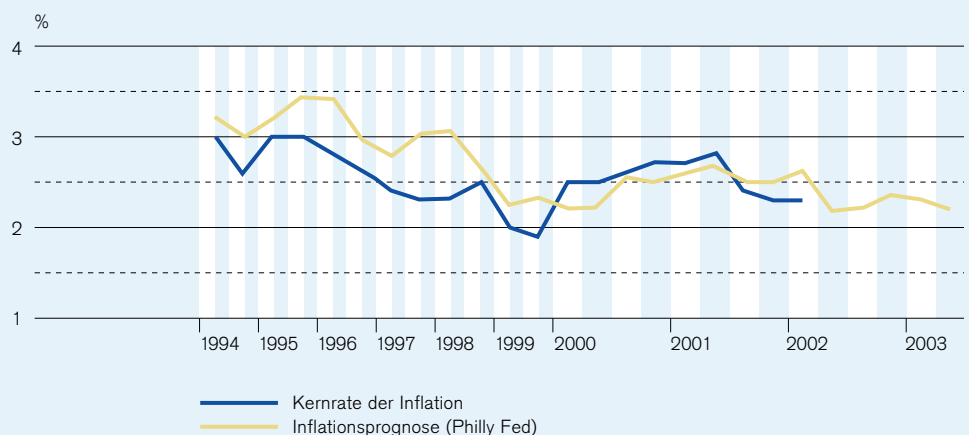
ten. Das Fed dürfte freilich nur im Falle einer Eskalation der Irak-Krise und einer massiven Verschlechterung der Konjunkturperspektiven die Zinszügel nochmals lockern. Die Europäische Zentralbank verfügt dagegen über einen ausgeprägteren Zinssenkungsspielraum. Angesichts der lahmenden Eurokonjunktur, der tiefen Teuerung und des kräftigen Euros geht die Credit Suisse von einer Senkung der Leitzinsen auf zwei Prozent aus.

Der schleppende Aufschwung dürfte auf dem US-Staatsanleihemarkt zwar zu einer Lösung vom rezessionstiefen Zinsniveau führen. Angesichts der politischen und konjunkturellen Risiken kann aber auch hier nur mit einem moderaten Zinsanstieg gerechnet werden. In der Eurozone dürfte der Zinsanstieg freilich flacher ausfallen und daher auch in den nächsten Monaten ein noch günstiges Umfeld für Bondinvestitionen bieten.

Inflationserwartungen in den USA

Tiefe Inflationserwartungen entlasten die Bondmärkte

Generell niedrige Inflationserwartungen prägen in einer nur moderat wachsenden US-Wirtschaft das Bild und bieten den Obligationenmärkten dank eines geringeren Risikoaufschlages eine willkommene Unterstützung.



Quelle: Bloomberg, Federal Reserve Bank of Philadelphia

Währungen

Der Dollar steht mit dem Rücken zur Wand



Marcus Hettinger

Die Lösung der Irak-Krise dürfte der Abwertung des Dollars temporär Einhalt gebieten.

Tiefes Zinsniveau und Zwillingdefizite in den USA sind die Achillesferse des Greenback.

Die Abschwächung des Dollars setzt sich unvermindert fort. Kein Wunder: Die geopolitischen Unsicherheiten haben in den letzten Monaten eher zu- als abgenommen. Blickt man über diese Spannungen hinaus, so treten auch ökonomische Ungleichgewichte hervor. Das US-Zwillingdefizit in Form des hohen Leistungsbilanz- und des kräftig steigenden Budgetdefizits bereitet der Währung Bauchschmerzen. Es könnte sich für den Dollar als Bumerang erweisen, dass die USA vom Wohlwollen der ausländischen Investoren, weiterhin US-Wertschriften zu kaufen, abhängig sind. Auch das im 12-Monats-Horizont tief bleibende US-Zinsniveau schmälert die Attraktivität von Anlagen in amerikanische Wertpapiere. Die Folge: Der Greenback dürfte auf breiter Front zur Schwäche neigen. Dies stellt die europäischen Volkswirtschaften auf eine harte Probe. Sie sehen sich nämlich mit Aufwertungen ihrer Währungen konfrontiert. Dies schmerzt umso mehr, als derzeit die binnenwirtschaftlichen Wachstums-

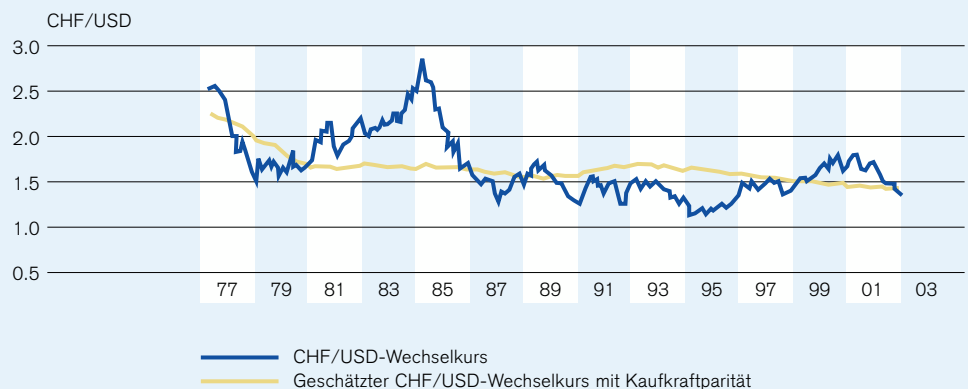
impulse in der Eurozone und der Schweiz gering sind. Zudem hat sich in der Vergangenheit gezeigt, dass der Dollar bei Korrekturen zum Über- respektive Unterschossen des fairen Wertes neigt (siehe Grafik).

Der starke Franken trifft die Schweiz als kleine, offene Volkswirtschaft derzeit mit voller Wucht. Die Schweizerische Nationalbank (SNB) reagierte zwar Anfang März mit ihrem deutlichen Zinsschritt um 50 Basispunkte (Bp). Die SNB übertrumpfte damit die Europäische Zentralbank, die am gleichen Tag ihren Leitzins um nur 25 Bp zurücknahm. Der Franken schwächte sich in der Folge wie gewünscht ab. An Zinspulver bleibt nun jedoch nicht mehr viel übrig. Auf Jahresfrist gesehen erwartet die Credit Suisse wegen des tiefen Schweizer Zinsniveaus und dem erhofften Abklingen der geopolitischen Spannungen eine geringfügige Abschwächung des Frankens zum Euro. Der allgemeinen Dollarschwäche dürfte sich jedoch auch der Franken nicht entziehen können.

Kaufkraftparität Franken-Dollar-Wechselkurs

Schweizer Franken bleibt weiter stark

Langfristig kehrt der Wechselkurs immer wieder zum theoretischen Wert der Kaufkraftparität zurück. Gleichzeitig zeigt die Vergangenheit jedoch auch, dass der Franken-Dollar-Wechselkurs zum Überschossen neigt.



Quelle: Bloomberg, CSPB

Beteiligungsgesellschaften: Proaktives Management zahlt sich aus



Nicole Pauli

- Auch in einem schwierigen Umfeld bleiben Beteiligungsgesellschaften eine interessante Anlagemöglichkeit.
- Die Absolute Invest AG richtet sich auf das wechselnde Marktumfeld aus.

Als sich im Verlaufe der Neunzigerjahre der Markt für Hedge Funds einem breiteren Publikum öffnete, kauften Privatanleger vermehrt Aktien von Beteiligungsgesellschaften, die in solche Hedge Funds investiert sind. Diese unterscheiden sich von Fonds – neben einer anderen Rechtsstruktur – hauptsächlich dadurch, dass sie in ihren Investitionsentscheiden flexibler agieren und einen höheren Einfluss auf das Investment-Management nehmen können. Ein weiterer Unterschied ist, dass Fonds zum inneren Wert (NAV) zurückgegeben werden können, während Anteile von Beteiligungsgesellschaften zu Marktpreisen gehandelt werden. Beeinflusst durch das allgemeine negative Marktumfeld notieren die meisten Beteiligungsgesellschaften momentan mit einem Discount, also tiefer als der NAV.

Gleichzeitig kann gerade im heutigen Umfeld ein proaktives, flexibles Investment-Management eine Chance sein. Der Verwaltungsrat der Absolute-Gesellschaften hat dies schon seit längerem erkannt und entspre-

chende Massnahmen in die Wege geleitet oder bereits umgesetzt.

Zum Beispiel hat die Absolute Invest AG ihr Anlageuniversum klar vergrössert. Die Gesellschaft verfolgt neu nicht mehr nur eine reine Equity-Long/Short-Strategie, sondern kann in eine Vielfalt von alternativen Anlagestilen investieren. Damit verfügt die Absolute Invest AG über die nötige Flexibilität, um das Portfolio breiter zu diversifizieren und bessere risikoadjustierte Renditen zu erreichen.

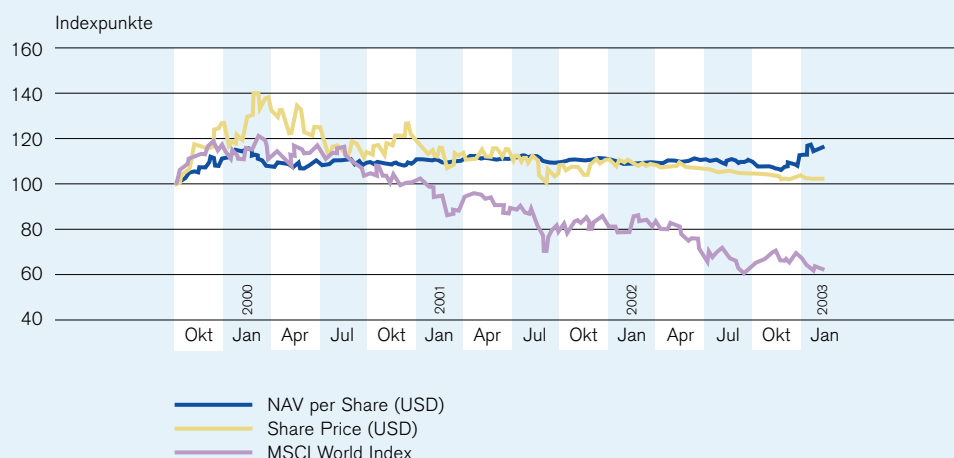
Absolute Europe AG wird seit dem 1. März 2003 von zwei verschiedenen Investment Advisern gemanaged, welche je die Hälfte des Portfolios bewirtschaften. Damit wird eine Konkurrenzsituation geschaffen, die ebenfalls zu einer höheren Risikodiversifikation und demnach zu höheren Erträgen führen kann.

All diese Massnahmen zielen darauf ab, die Gesellschaften optimal auf die veränderten Marktbedingungen auszurichten. Damit kann bereits kurzfristig eine Steigerung im NAV und mittelfristig im Aktienpreis erreicht werden.

Performance im Vergleich

Die Absolute Invest AG trotz dem schwierigen Umfeld

Während der MSCI-Index über 30 Prozent an Wert einbüsste, konnte die Absolute Invest AG seit ihrer Gründung im Oktober 1999 ihren inneren Wert (NAV) um rund 17 Prozent steigern.



Quelle: Bloomberg, Absolute Companies

Anlagetipp 2003

«Ein einzelner Anbieter kann nicht in jedem Bereich führend sein»

Anlagespezialist Pascal Pernet über die neue Rolle der Finanzinstitute und die Sicherheitsmechanismen beim Global Investment Program GIP. **Interview: Daniel Huber, Redaktion Bulletin**



«Erfüllt ein Manager seine eigenen Kriterien nicht mehr, wird er sofort ausgewechselt.»

Pascal Pernet, Financial Products

Daniel Huber Wie viel Geld ist mittlerweile in die GIP-Strategien investiert?

Pascal Pernet Rund sechs Milliarden Franken. Damit gehört das GIP nur ein Jahr nach seiner Einführung zu den grössten in der Schweiz verkauften Anlagevehikeln.

Wie kam die Credit Suisse dazu, ein Anlagegefäss wie das GIP zu schaffen? Es war die Erkenntnis, dass ein einzelner Anbieter nicht in jedem Bereich führend sein kann. Wieso sollte zum Beispiel die Credit Suisse in der Verwaltung japanischer Aktien führend sein? Es ist also nichts als ehrlich, wenn wir uns auf das Wesentliche, will heissen die Auswahl der weltweit besten Manager, konzentrieren. Das ist auch genau der entscheidende Punkt beim GIP – wir sind nicht mehr nur Vermögensverwalter, sondern wir wählen für unsere Kunden die besten Vermögensverwalter aus.

Läutet das in der Finanzbranche einen neuen Trend ein? Vieles deutet darauf hin. So wird zum Beispiel in den USA die klassische Form der Vermögensverwaltung, nämlich das Vermögensverwaltungsmandat oder der Portfoliofonds, nicht mehr angeboten.

Wie ist das GIP konkret organisiert? Das GIP ist ein Zertifikat auf fünf verschiedene Gesellschaften, die sich auf die Verwaltung von Aktien, Geldmarkt, Obligationen, Alternativen

Anlagen und Opportunistischen Strategien konzentrieren.

Was genau machen diese Gesellschaften? Die Gesellschaften suchen für ihren jeweiligen Bereich die besten Manager aus und vergeben entsprechende Vermögensverwaltungsmandate. Wichtig ist dabei, dass diese Konti im Namen der Credit Suisse geführt werden. Somit ist gewährleistet, dass die Strategien der Manager ständig überwacht werden.

Und wie machen Sie das? Wir haben eigens dafür ein Team gegründet. Vor der Vergabe eines Mandates versenden wir einen Fragebogen, der mehrere hundert Seiten umfasst. Darin muss der Manager beschreiben, welche Strategie er mit welchen Mitteln zu verfolgen versucht. Entspricht er bei einer Kontrolle nicht mehr seinen eigenen Kriterien, wird er ausgewechselt.

Wie können Sie bei der grossen Zahl von externen Managern die Übersicht behalten? Dank unserem Partner State Street sind wir jederzeit in der Lage, sämtliche Positionen aller Manager online abzurufen. Dies können übrigens auch unsere Kunden über das Internet auf www.credit-suisse.com/gip. Diese Positionen werden täglich überprüft und automatisch mit den Vorgaben verglichen. Werden Abweichungen entdeckt, muss der Manager sofort mit Massnahmen rechnen. Wir können also innerhalb von 24 Stunden den Manager eines Portfolios auswechseln.

Und wer sind diese Manager? Die Liste der

Namen ist ebenfalls auf dem Internet abrufbar. Ein typisches Beispiel ist die Firma Tweedy Browne in New York, die in Besitz der Angestellten ist. Sie richtete sich bei der Auswahl der Aktien stets nach sehr konservativen und starren Kriterien, wie zum Beispiel nach dem Verhältnis des Aktienkurses zur Bilanzsumme, welches eine gewisse Bandbreite nicht überschreiten darf. Dadurch hat die Gesellschaft die Internetblase der Neunzigerjahre regelrecht verpasst. Sie war viel zu stur, um in diese hochspekulativen Titel zu investieren. Dafür verdient sie auch in den heutigen, unsicheren Zeiten immer noch Geld.

Welchen Benchmark geben Sie den Leuten? Wir messen die meisten Manager an ihrer Fähigkeit, positive Erträge zu erwirtschaften. Oft wird die Leistung eines Managers ja mit einem Benchmark verglichen, das heisst, man vergleicht das Resultat mit der Bewegung des Marktes und misst die so genannte relative Performance. Dies führt oft zu absurden Ergebnissen. Verliert der Markt zum Beispiel zehn Prozent und verliert der Manager nur fünf Prozent, müsste man als Investor zufrieden sein, denn man hat den Markt geschlagen, obwohl man Geld verloren hat. Dies ist ein rein akademisches Konzept und für die meisten unverständlich. Wir messen deshalb die Manager an ihrer Fähigkeit, eine positive Rendite zu erwirtschaften, und zwar unabhängig von der Marktentwicklung.

Aktuelle Einschätzung des GIP am 22. April im emagazine

Zurzeit wird das Bulletin als Printmedium mit seiner langen Produktionszeit von der Aktualität des Irak-Konflikts überrollt. Entsprechend verzichtet die Bulletin-Redaktion in dieser Ausgabe auf eine Einschätzung der Performance-Entwicklung des GIP, die zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bereits wieder veraltet wäre. Pascal Pernet holt das aber nach: am Dienstag, 22. April 2003, im emagazine unter www.credit-suisse.com/bulletin



Durch das BVG-Regelwerk gegeben

- Eingeschränkte Entscheidungsfreiheit
- Spielraum für Umverteilungen
- BVG beeinflusst Anlageverhalten
- Scheinsicherheiten
- Dezentrale Aufsicht und heterogene Regulierung

Von aussen wirkende Faktoren

- Flexibilisierung des Arbeitsmarktes
- Demografische Entwicklung
- Unsicherheit der Kapitalmärkte

Herausforderungen für die berufliche Vorsorge

Die Problemkreise der 2. Säule enthalten äussere und innere, also durch das Regelwerk des BVG induzierte Herausforderungen. Bei Reformen sollten die wirtschaftlichen Aspekte gegenüber den politischen den Vorrang erhalten.

Quelle: Economic & Policy Consulting, Credit Suisse

Baustelle berufliche Vorsorge – wie soll es weitergehen?

Die berufliche Vorsorge ist in aller Munde. Massgeblich dazu beigetragen hat die Baisse auf den Aktienmärkten: Der Mindestzins musste gesenkt werden, viele Pensionskassen weisen eine Unterdeckung auf. **Alex Beck, David S. Gerber und Thomas Hauser, Economic & Policy Consulting**

Bereits vor über hundert Jahren wurden die ersten betrieblichen Pensionskassen gegründet. Basierend auf den bestehenden Strukturen ist 1985 das Bundesgesetz über die berufliche Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenvorsorge (BVG) in Kraft getreten. Es ist ein Rahmengesetz, das für die Mehrheit der unselbstständig Erwerbstätigen eine obligatorische Minimalvorsorge sicherstellt. Zusammen mit der staatlichen Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) soll sie ermöglichen, dass die gewohnte Lebenshaltung in angemessener Weise fortgesetzt werden kann.

Das BVG befindet sich gegenwärtig in Revision. Angestrebt werden eine Flexibilisierung und bessere Koordination des Rentenalters mit der AHV, die Konsolidierung des Versicherungssystems, eine erleichterte und transparentere Umsetzung sowie die Flexibilisierung des Mindestzinses (siehe Box auf Seite 53). Diese Reformschritte sind zu begrüßen und sollten rasch realisiert werden. Andere Vorhaben hingegen sind eher problematisch. Zum Beispiel sollen Vorsorgeeinrichtungen verpflichtet werden, ihren finanziellen Spielraum für Anpassungen der laufenden Renten an die Preisentwicklung einzusetzen. Der Aufbau von Reserven könnte durch eine solche Verpflichtung erheblich erschwert werden. Die Vergangenheit hat gezeigt, dass es selbst in «Boomphasen» schwierig sein kann, Reserven zu bilden. Denn gleichzeitig mit ihnen steigen in der Regel auch Begehrlichkeiten, diese zu verteilen. Reserven wären aber gerade vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung und der Unsicherheit auf den Finanzmärkten wünschenswert, um das

finanzielle Gleichgewicht in der beruflichen Vorsorge längerfristig zu erhalten.

Schwachstellen nicht restlos zu beseitigen

Im heutigen System gibt es noch Handlungsspielräume für mehr Flexibilität und Individualisierungen, die verstärkt ausgeschöpft werden können. Trotzdem bleiben – auch nach der 1. BVG-Revision – grundlegende Herausforderungen und Schwachstellen bestehen. So haben die Versicherten selbst nur indirekte und überdies geringe Einflussmöglichkeiten. Das durch Zwangssparen angesammelte Kapital kann nicht entsprechend den individuellen Bedürfnissen und der Risikotragfähigkeit investiert werden, was zu «Wohlfahrtsverlusten» führt. An den eingeschränkten Entscheidungsfreiheiten ändern auch neue Transparenzvorschriften wenig. Die Anreize bleiben gering, sich verstärkt mit der beruflichen Vorsorge auseinander zu setzen. Dies obwohl jeder Versicherte durchschnittlich 150 000 Franken in der 2. Säule angespart hat.

Das BVG lässt erhebliche Spielräume für – beabsichtigte und unbeabsichtigte – Umverteilungen. Der Stiftungsrat als oberstes Lenkungsorgan steht oft vor der Frage, welche

Interessen er vertreten soll: jene der älteren oder jüngeren Versicherten, der Frauen oder Männer, der Erwerbstätigen oder der Rentner? Wenn zum Beispiel über der Mindestverzinsung liegende Erträge zur Bildung allgemeiner Reserven verwendet und nicht dem einzelnen Versicherten gutgeschrieben werden, verliert dieser bei einem Stellenwechsel einen Teil der mit seinem Altersgut-

► Weitere Informationen bietet das emagazine unter www.credit-suisse.com/bulletin. Das «Economic Briefing» Nummer 32 zum Thema BVG kann mit dem Talon bestellt werden oder unter www.credit-suisse.com/shop («economics»).

haben erzielten Zinserträge. In diesem Fall kommt es zu einer Umverteilung von mobilen zu immobilen Arbeitskräften. Ein weiteres Beispiel sind Frühpensionierungen, wenn sie durch die Pensionskasse finanziert werden und die Rente nicht entsprechend der Vorbezugszeit versicherungstechnisch korrekt gekürzt wird. Solche einseitigen Begünstigungen sind gerade im Hinblick auf die demografische Entwicklung fragwürdig.

Das angesparte Kapital sollte langfristig optimal angelegt werden, da im Kapitaldeckungsverfahren die Zinskomponente äus-

Die Auswirkungen des Wettbewerbsmodells

Ein grundlegender Umbau der 2. Säule hin zu einem Wettbewerbsmodell stellt eine ökonomisch sinnvolle Lösung zur langfristigen Sicherung der beruflichen Vorsorge dar. Insbesondere systembedingte Mängel der heutigen Gestaltung könnten eliminiert werden. Das Klima für grosse Veränderungen in Richtung mehr Wettbewerb und Liberalisierung ist derzeit allerdings nicht besonders günstig. Ein stärker auf Eigenverantwortung basierendes System gibt aber gerade in einer Zeit, in der es ganz allgemein zu einem Vertrauensverlust gekommen ist und die Unsicherheit zugenommen hat, dem Einzelnen die Möglichkeit zurück, seine Zukunft vermehrt selber zu gestalten.

serst wichtig ist. Die BVG-Vorschriften beeinflussen das Anlageverhalten aber ganz direkt. Beispielsweise verkürzt die jährliche Deckungspflicht aller Verbindlichkeiten den Anlagehorizont künstlich. Dies kann zu einer übermässig konservativen Anlagestrategie führen und zudem die Zyklen an den Anlagemärkten verstärken. Vorsorgeanbieter müssen insbesondere Aktien genau dann verkaufen, wenn die Kursentwicklung schlecht ist. Sie sind gezwungen, Verluste zu realisieren, und werden bei einem Kursanstieg nicht entsprechend teilhaben können. Bei einer zu hohen Mindestverzinsung muss die Pensionskasse möglicherweise auch zu hohe Risiken eingehen oder sie steht bei einer zu tiefen Festlegung unter zu geringem Leistungsdruck.

Die dezentrale Aufsicht und heterogene Regulierung führt zu einer Ungleichbehandlung der verschiedenen Vorsorgeeinrichtungen und damit auch der darin Versicherten. So sind in öffentlichen Pensionskassen Unterdeckungen möglich, bei selbstständigen Kassen vorübergehend geduldet und bei Sammeleinrichtungen untersagt.

Das Versprechen vordefinierter Leistungen entspricht einem subjektiven Bedürfnis nach Sicherheit. Die tatsächlichen Risiken werden deswegen aber nicht kleiner. Zwar suggeriert die Mindestverzinsung eine weit-



«Wirksamer Wettbewerb zwingt die Vorsorgeanbieter zu guten Leistungen im Sinne der Versicherten.»

David S. Gerber (links) und Alex Beck

reichende Planbarkeit der zukünftigen Rente. Bei einer nominalen Festsetzung kann die Kaufkraft des Alterskapitals aber durch Inflation entwertet werden. Zudem macht das derzeitige Umfeld an den Finanzmärkten deutlich, dass feste Rentenversprechungen auch in kapitalgedeckten Systemen problematisch sind. Daran ändert sich auch nichts, wenn systematische Kapitalmarktrisiken kollektiv getragen werden.

Neben den Schwachstellen im Regelwerk ist die berufliche Vorsorge mit exogenen Herausforderungen konfrontiert. Die zunehmende Flexibilisierung des Arbeitsmarktes lässt ein starres, firmenbezogenes Vorsorgesystem immer weniger zweckmässig erscheinen. Niedrige Geburtenraten und die steigende Lebenserwartung verändern die Altersstruktur der Gesellschaft tief greifend. Auch für kapitalgedeckte Systeme birgt eine solche Entwicklung Probleme. Insbesondere muss das angesparte Alterskapital nach der Pensionierung für einen längeren Zeitraum genügend Renteneinkommen bilden.

Beim Wettbewerbsmodell spielen die Marktmechanismen

Die Einführung eines Wettbewerbsmodells hat für die verschiedenen Akteure Folgen, die unten aufgelistet sind. Die Versicherten werden von der Möglichkeit der freien Wahl ihrer Vorsorgekasse profitieren können. Quelle: Economic & Policy Consulting, Credit Suisse

Gruppe	Auswirkungen
Arbeitnehmer	<ul style="list-style-type: none"> ■ Berücksichtigung von individuellen Bedürfnissen (Kapitalanlage, Vorsorgeplanung, Leistungsbereich) ■ Höhere Effizienz des Systems (Qualität, Kosten, Professionalität) ■ Stärkere Bedeutung der Eigenverantwortung ■ Grösserer Informationsbedarf bei den Versicherten
Arbeitgeber	<ul style="list-style-type: none"> ■ Entlastung und Freisetzung von betrieblichen Ressourcen ■ Weiterhin überobligatorisches Engagement möglich (Instrument der Personalpolitik)
Anbieter	<ul style="list-style-type: none"> ■ Möglichkeit zur Spezialisierung auf dem Vorsorgemarkt ■ Gute Vorsorgeprodukte erlauben Wachstum durch den Gewinn von Marktanteilen ■ Höherer Anpassungsdruck und beschleunigter Strukturwandel bei nicht marktfähigen Anbietern ■ Keine Diskrepanz mehr zwischen den durch die Regulierung definierten Leistungen und den tatsächlichen Ertragsmöglichkeiten

Wettbewerb als Lösungsansatz

Als längerfristige Alternative zu fortlaufenden Anpassungen des immer komplexer werdenden BVG-Regelwerkes bietet sich die Einführung eines vollständig individualisierten und professionalisierten Systems in Form eines Wettbewerbsmodells an. Die wichtigste Neuerung gegenüber dem heutigen System wäre, dass der Versicherte seinen Vorsorgeanbieter selber frei wählen kann. Gleichzeitig müssten die gesetzlichen Rahmenbedingungen neu gestaltet und vereinfacht werden.

Wirksamer Wettbewerb zwingt die Vorsorgeeinrichtungen zu guten Leistungen im Sinne der Versicherten. Der Staat nimmt dabei eine wichtige Rolle wahr: Er sorgt nicht nur dafür, dass sich der Wettbewerb im gewünschten Rahmen abspielt, sondern über-

nimmt eine aktive Kontroll-, Überwachungs- und sogar eine gewisse Sicherungsfunktion. Es handelt sich also um einen «gelenkten» Wettbewerb, was im Englischen treffend mit «Managed Competition» bezeichnet wird. Im Zentrum des staatlichen Engagements stehen Massnahmen, die einen funktionierenden Wettbewerb gewährleisten. Notwendig für ein solches Modell ist Transparenz: Die Marktteilnehmer müssen periodisch über zentrale Grössen wie die Rendite, das Risiko oder die Kosten informiert werden. Damit die verschiedenen Vorsorgeprodukte vergleichbar sind, müssen für alle Anbieter einheitliche Standards gelten.

Wettbewerb bringt sowohl für die Versicherten als auch für die Unternehmungen Vorteile. Jeder Versicherte kann aufgrund

seines Risikoprofils und seiner individuellen Anlagebedürfnisse ein Vorsorgeprodukt auswählen. Anbieter von unattraktiven Vorsorgelösungen würden durch den Markt sanktioniert, was positive Auswirkungen auf die Produktion des Guts «Vorsorge» hätte. Unternehmen würden von der anspruchsvollen Durchführung der beruflichen Vorsorge – einem oft betriebsfremden Geschäft – erheblich entlastet. Des Weiteren könnten Interessenkonflikte zwischen Unternehmen und ihrer Pensionskasse vermieden werden.

Alex Beck

Telefon 01 333 15 89, alex.beck@credit-suisse.com

David S. Gerber

Telefon 01 333 72 65, david.gerber@credit-suisse.com

Thomas Hauser

Tel. 01 333 58 84, thomas.h.hauser@credit-suisse.com

1. BVG-Revision auf einen Blick

■ Flexibilisierung und Vereinheitlichung des Rentenalters

Ab dem Jahr 2009 beträgt das Rentenalter für Frauen und Männer 65 Jahre. Nach der Revision kann bereits ab dem 59. Lebensjahr eine gekürzte Rente bezogen werden. Ein Aufschub der Rente ist bis zum 70. Altersjahr möglich. Mit der Flexibilisierung kann der Wechsel vom Erwerbsleben in den Ruhestand erleichtert werden.

■ Senkung des Umwandlungssatzes

Da die Lebenserwartung stetig angestiegen ist, werden Renten länger ausbezahlt. Der Umwandlungssatz, welcher der Berechnung der Altersrente dient, muss daher gesenkt werden. Das Ausmass der Senkung ist umstritten, da tiefere Renten die Folge sind. Falls aber ein zu hoher Umwandlungssatz gewählt wird, müssen die Vorsorgeeinrichtungen mehr an Altersrenten entrichten, als mit dem angesparten Alterskapital finanzierbar ist. Die Aktivgeneration müsste die Renten mit ihren Beiträgen mitfinanzieren. In einem Kapitaldeckungsverfahren wäre dies systemfremd.

■ Erhöhung der Altersguthaben

Zur Erhaltung des Leistungsniveaus werden folgende Massnahmen in Betracht gezogen: Entweder sollen die Altersgutschriften erhöht oder die heute geltende Eintrittsschwelle gesenkt werden. Eine – in Zukunft unausweichliche – Anhebung des Rentenalters hätte dieselbe Wirkung, dürfte heute politisch aber kaum Anklang finden.

■ Mindestverzinsung

Neu soll der Mindestzinssatz mindestens alle zwei Jahre überprüft werden. Allerdings besteht bei der vorgeschlagenen Lösung ein grosser Spielraum für eine politische Festlegung des Satzes. Eine Flexibilisierung muss eng an die Entwicklung der Finanzmärkte gekoppelt sein. Nur so kann die Funktionsfähigkeit des Systems gewährleistet werden. Gleichzeitig werden die Grenzen der langfristigen Planbarkeit deutlich.

■ Stärkung der Versicherteninteressen

Zum einen soll die paritätische Mitbestimmung der Arbeitnehmenden im Stiftungsrat gestärkt werden. Zum anderen soll die Information der Versicherten und somit die Transparenz verbessert werden. Das BVG bleibt aber ein kompliziertes und schwer überschaubares Regelwerk.



«Die Politiker sind nun gefordert»

Stephan Hegner, Leiter Kollektivgeschäft Winterthur Leben

Die Mindestverzinsung der BVG-Gelder beträgt nur noch 3,25

Prozent. Sind damit, Herr Hegner, die Probleme gelöst?

Die Leistungserbringer sollten ihre Ziele mit risikofreien Anlagen erreichen können. Dies bedeutet, dass die Mindestverzinsung etwa der Verzinsung der Bundesobligationen entsprechen sollte – und damit auf zwei Prozent gesenkt werden muss.

Wo ist weiterer Reformbedarf?

Da die Lebenserwartung der Schweizer jährlich um einen Monat zunimmt, ist der Umwandlungssatz des Alterskapitals in die Rente von 7,2 auf unter sechs Prozent zu senken.

Wäre die freie Pensionskassenwahl Ihrer Ansicht nach sinnvoll?

Sie ist keine Antwort auf die aktuellen Herausforderungen und die Rahmenbedingungen, die durch die Politik bestimmt werden. Modelle wie in den USA und in England haben sich nicht besser bewährt als unser heutiges System.

Was spricht denn dagegen?

Der Verwaltungsaufwand beispielsweise würde sprunghaft ansteigen – statt 44 000 Firmen hätten wir eine halbe Million Individualkunden zu betreuen. Es käme zudem zu einer Entsolidarisierung: Den Kassen mit vielen Rentnern würden die Berufsleute davonlaufen. Letztlich verlöre das 3-Säulen-Prinzip seine Berechtigung; die zweite und dritte Säule müssten zusammengelegt werden. (schi)

Ernüchtert, erneuert, gestärkt

Die IT-Branche ist hart auf dem Boden der Tatsachen gelandet. Aber wer heute die Zeichen der Zeit erkennt, schafft sich eine gute Startposition für morgen. Denn jetzt werden die Grundlagen für den nächsten Aufschwung gelegt. **Thomas Veraguth, Economic & Policy Consulting**

Nach einer dreijährigen Expansionsphase belasten zahlreiche redimensionierte oder abgebrochene IT-Projekte die finanziellen Ergebnisse vieler Informatikdienstleister. Besonders betroffen sind Firmen, die in den

letzten Jahren allzu ambitionöse, fremdfinanzierte Expansionspläne verfolgt haben. Nicht wenige mussten ihre Wachstumspläne überarbeiten oder gar die Tore schliessen. Die Ursachen für diese Konsolidierungsphase

sind vielfältig. Ganz generell wirken sich die einst überzogenen Erwartungen im Bereich E-Business heute negativ auf den Auftrags-
eingang aus. Und das nicht nur bei Unternehmen, die sich durch E-Commerce neue

Enttäuschte Erwartungen liessen Kurse purzeln

Die Inflation der Erwartungen lässt sich durch die Entwicklung der Börsenkapitalisierung veranschaulichen. Auf dem Höhepunkt des IT-Booms erreichte die Kapitalisierung der börsenkotierten Schweizer IT-Firmen beinahe 14 Milliarden Schweizerfranken, am 28. Februar 2003 waren es noch rund 370 Millionen.



Kunden erhofft hatten. Zahlreiche Firmen sind aus dem E-Commerce-Business ausgestiegen, andere Projekte sind bei einigen Kunden schlichtweg gescheitert – zum Beispiel durch mangelnde Koordination, unklare Verteilung der Zuständigkeiten und teilweise durch fehlende Zielsetzungen.

Trotz eines nach wie vor steigenden Bedarfs an Informatikdienstleistungen versuchen immer mehr Unternehmen ihre Ausgaben für IT-Projekte zu optimieren und zu rationalisieren. In vielen Fällen geben diese Firmen letztlich zwar nicht deutlich weniger Geld aus, verhalten sich aber bei der Auswahl neuer Projekte wesentlich selektiver als früher. Während die IT-Abnehmer noch vor wenigen Jahren vor allem Fortschritte erzielen wollten und das Beste gerade gut genug war, steht heute eher die Frage nach der Rendite und dem direkten Nutzen eines vorgestellten Projektes im Vordergrund.

Die Talsohle ist nah

Die Informatikdienstleister werden in der ersten Hälfte dieses Jahres wohl ihren Ertragstiefpunkt erreichen. Von diesem tieferen Niveau aus wird die Branche erst 2004 wieder an den Wachstumspfad anknüpfen können. Da nur ein kleiner Teil der IT-Investitionen aus Schweizer KMU stammt, spielt das Investitionsverhalten grosser Unternehmen eine wesentliche Rolle für die Umsatzaussichten der ganzen Branche. Hier haben die IT-Fachabteilungen grosser Unternehmen deutlich an Wichtigkeit verloren. IT-Entscheide werden nun vermehrt vom obersten Management gefällt, und die operative Bedeutung der IT tritt wieder in den Vordergrund.

Das geänderte Abnehmerverhalten – in den meisten Unternehmen hat das IT-Know-how deutlich zugenommen – übt eine Disziplinierungskraft auf die Branche aus. Die meisten IT-Anbieter implementieren jetzt eher konservative Strategien und streben nach einem Wachstum aus eigener Kraft. Schmerzhaftes Restrukturierungen haben bereits stattgefunden oder sind noch im Gange. Die Branche könnte damit vor einem Neubeginn stehen. Als Gewinner fungieren gut etablierte Unternehmen, die keiner verfehlten Expansionsstrategie verfielen oder aus der Krise gestärkt hervorgehen. Auch einzelne Nischenplayer, deren Firmengründung aus der Boomperiode stammt, dürften



«Höhere Anspruchshaltung führt zu verschärftem Wettbewerb.»

Thomas Veraguth

solide Unternehmen werden. Dies gilt vor allem für Softwarefirmen, deren Produkte Effizienzgewinne, Kosteneinsparungen und Funktionserweiterungen versprechen. Auf den in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen mit neuen Systemen und Konzepten, zum Beispiel mit der webbasierten Unternehmensvernetzung, kann in Zukunft weiter aufgebaut werden.

Noch sind viele Fragen offen

Heute stehen Informatikdienstleister also nicht nur einer höheren Anspruchshaltung der Kunden gegenüber, sie müssen auch mit

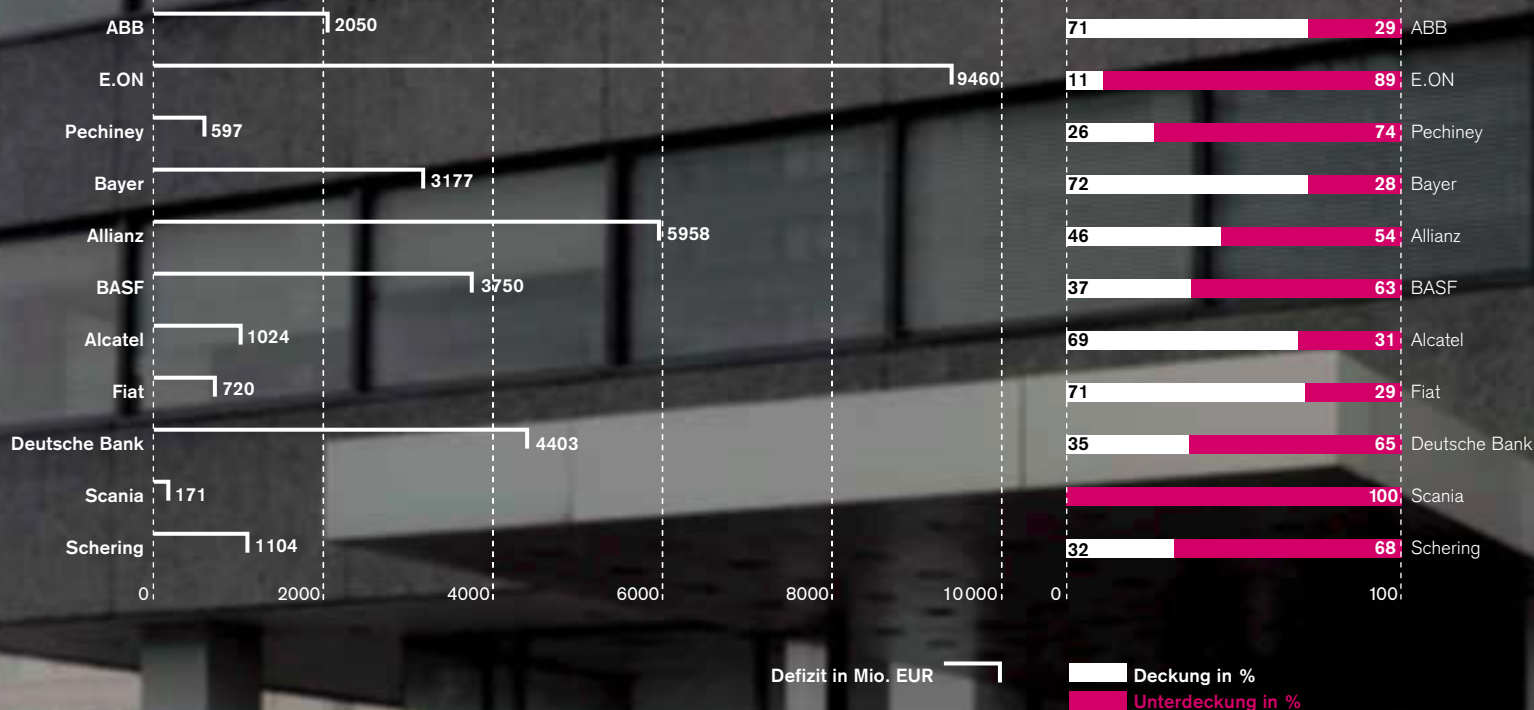
einer erhöhten Preisempfindlichkeit ihrer Auftraggeber rechnen. Die Anforderungen an die Produkte und ihre Entwickler werden zusätzlich durch die technischen Entwicklungen erhöht. Viele IT-Firmen, die auf der Suche nach der kritischen Grösse sind, müssen ihren Kundenkreis erweitern. Dies kann unter anderem durch Partnerschaften mit den in den jeweiligen Sektoren etablierten Unternehmen erreicht werden. Im Bereich Projektmanagement können Softwarefirmen zum Beispiel mit gut etablierten Consultingfirmen am Markt auftreten. Weiter sind noch viele Fragen im Zusammenhang mit den Vertriebsstrategien für Schweizer Softwareentwickler zu lösen. In den meisten Marktnischen sind die Firmen aus den USA bereits führend, und der Kontakt zum amerikanischen Markt bleibt für die Produktentwicklung nach wie vor von grosser Bedeutung, da oft von dort aus Standards entwickelt werden.

Erfolgreiche Vorreiter und gescheiterte Pioniere bedeuten nicht den Untergang der Branche. Die aus den Fehlern der Vergangenheit gewonnenen Erkenntnisse müssen umgesetzt werden. Dass dabei auch überhöhte Preise sinken, macht Informatikdienstleistungen erschwinglicher und bringt Kosten und Nutzen angebotener Lösungen in ein besseres Verhältnis. Die Grundlagen für einen Wiederaufschwung werden so allmählich neu gelegt.

Thomas Veraguth

Tel. 01 333 95 83, thomas.veraguth@credit-suisse.com

Die Korrektur der Übertreibungen verdüstert immer noch die Gegenwart **Während der euphorischen Phase – in der Schweiz dauerte sie vom zweiten Quartal 1997 bis zum zweiten Quartal 2001 – geriet die IT-Branche weltweit aus den Fugen. Das Innovationstempo war rasant, noch schneller wuchs jedoch die Bereitschaft der Unternehmen, IT-Investitionen vorzunehmen. In der Folge konnten die IT-Anbieter allen Anstrengungen zum Trotz mit dem eigentlich erforderlichen Wachstum nicht mehr Schritt halten. Auch die potenziellen Endabnehmer waren überfordert. Während IT-Probleme offensichtlich waren und sind, blieb der Nutzen der angebotenen Lösungen teilweise aus. Ausserdem wurden aus erkannten IT-Schwachstellen der Unternehmen – beispielsweise der Datensicherheit, dem Umgang mit der Datenflut oder einer mangelhaften Benutzerfreundlichkeit – vorschnell Marktpotenziale für die IT-Firmen abgeleitet, zu deren Bewältigung sie dann aber doch keine brauchbaren Lösungen anbieten konnten. Es ist ein altes Gesetz, dass wirtschaftliche Übertreibungen früher oder später korrigiert werden: Heute muss die IT-Branche mit den Folgen der vergangenen Boomphase leben, zum Beispiel indem sie die Software- und Hardwarezyklen verlängert.**



Europa: Geschätzte Pensionskassendefizite

Die Verschuldung der europäischen Pensionskassen ist bedenklich. Allein die 63 grössten Pensionskassendefizite belaufen sich schätzungsweise schon auf rund 81 Milliarden Euro. Die zunehmende Überalterung könnte diese Situation noch verschärfen. Quelle: Unternehmensberichte per Geschäftsjahr 2001, UBSW

Arg gebeutelte Pensionskassen bringen Unternehmen in Schieflage

Die anhaltende Börsenbaisse zieht immer weitere Kreise. Stark betroffen sind auch die Pensionskassen mit ihren immensen Investitionsvolumen. Welche Folgen haben Unterdeckungen für die Unternehmen, die Arbeitnehmer und die zuständigen Staaten? **Christine Frey (Europa), Jeremy Baker (USA), Ulrich Kaiser (Japan)**

Die Situation der Pensionskassen ist weltweit bedenklich. Gemäss einer Einschätzung der Credit Suisse First Boston weisen alle Unternehmen des amerikanischen S&P-500-Indexes zusammen per Ende 2002 eine Unterdeckung der Pensionskassen von 242 Milliarden US-Dollar auf. In Europa macht die UBS Warburg bei den 63 Unternehmen mit den grössten Pensionskassendefiziten zusammen ein Loch von 81 Milliarden Euro aus. Diese Zahl beruht allerdings weitgehend auf Schätzungen, da die Rechnungslegungsvorschriften von Land zu Land variieren. Gleichwohl werden die Pensionskassendefizite auch bei den Rating-Agenturen wie Standard & Poors oder Moody's sehr ernst genommen. Sie behandeln Verbindlichkeiten gegenüber Pensionierten vermehrt wie ausstehende Kredite, sprich Finanzschulden. Ein Pensionskassendefizit kann somit den Anstoss für eine Rückstufung der Bonität einer Unternehmung geben und damit deren Aussichten massgeblich prägen.

Europa: fortschreitende Überalterung

Die meisten europäischen Länder verfügen sowohl über staatliche als auch über private Vorsorgeinstitute, wobei die privaten laufend an Bedeutung gewinnen. Die Defizite der staatlichen Vorsorgeinstitutionen werden unabhängig von der Marktentwicklung oder allfälligen Anpassungen der Beitragszahlungen allein schon durch die zunehmende Überalterung weiter wachsen. In Frankreich zeigen zum Beispiel Hochrechnungen, dass der Anteil der über 60-Jährigen von heute 20,6 Prozent bis ins Jahr 2050 auf 35,1 Prozent ansteigen wird. Zudem kommen langsam die «Baby Boomer» der Nachkriegszeit ins Pensionsalter und der Trend zu kürzeren Arbeitszeiten setzt sich auch fort.



«Egal wohin man schaut: Die Verantwortung des Arbeitnehmers gewinnt weltweit an Bedeutung.»

Christine Frey und Ulrich Kaiser, Equity Research

Für die staatlichen Vorsorgeinstitute stehen generell drei Massnahmen zur Wahl: Pensionierungsalter erhöhen, Renten kürzen oder Beiträge der Arbeitnehmer erhöhen.

Die steigenden Pensionskosten setzen den europäischen Unternehmen immer stärker zu. Besonders betroffen sind zum Beispiel in Deutschland personalintensive Traditionsunternehmen wie Linde, Thyssen-Krupp, die Deutsche Post, MAN oder VW. Im Gegensatz zu den USA wird in Europa zumeist das so genannte «Defined Benefit»-System angewandt, bei dem der Arbeitgeber das Risiko trägt (Box Seite 59). Gemäss den international standardisierten IAS-Rechnungslegungsgrundsätzen (International Accounting Standards) müssen nicht aktuelle, sondern die zu erwartenden Ansprüche ausgewiesen werden, inklusive der sich abzeichnenden Gehaltserhöhungen und des Mitar-

beiterwachstums. Die meisten länderspezifischen europäischen Rechnungslegungen berücksichtigen im Moment noch aktuelle Ansprüche. Per 2005 übernimmt die EU die IAS-Grundsätze, was bei vielen Unternehmen zu Lasten des Eigenkapitals zu einem sprunghaften Anstieg der Pensionskassenrückstellungen führen wird. Als Linde im vergangenen Jahr auf IAS-Grundsätze umstieg, schossen die Pensionskassenrückstellungen auf einen Schlag um 26 Prozent in die Höhe. British Telecom stellte vor kurzem im Rahmen der britischen Rechnungslegungsvorschrift FRS17 zur Deckung ihres Pensionskassendefizits 1,5 Milliarden Britische Pfund zur Seite. Die Risiken der Pensionskassendefizite tragen somit massgeblich zu den enttäuschenden Erträgen einzelner Unternehmen bei. Um den Druck etwas von den Kassen zu nehmen, stat-

heute viele Unternehmen ihre neuen Pensionszusagen weniger üppig aus als früher oder offerieren neuen Mitarbeitern nur noch die Möglichkeit des «Defined Contribution»-Plans, bei dem der Arbeitnehmer das volle Risiko trägt. Auch die Konditionen einer Frühpensionierung haben sich in den letzten beiden Jahren sukzessive verschlechtert.

USA: schmerzhaft Massnahmen ergriffen

Vorsorgepläne sind in den USA seit einem Jahr ein viel diskutiertes Thema, wodurch sich die Besorgnis rund um die Unternehmensverantwortung noch weiter verstärkt hat. Es ist offensichtlich geworden, dass die für die Vorsorgepläne getroffenen Annahmen aller Wahrscheinlichkeit nach starke Auswirkungen auf die Erträge von US-Unternehmen haben werden. Dabei zeigen Analysen, dass die traditionellen Unternehmen der Old Economy sowie die Dienstleistungs- und IT-Unternehmen alter Schule am stärksten betroffen sein werden.

In den Neunzigerjahren stiegen aufgrund der Börsenhausse viele Pensionskassenguthaben rapide an. Viele Kassen erhöhten ihre Aktienquote und trieben damit die Aktienmärkte weiter in die Höhe. Der marktbedingte Anstieg der Pensionskassenguthaben veranlasste zahlreiche Unternehmen, ihre Beitragszahlungen zurückzustellen, gleichzeitig wurden diese Pensionskassen zu einem wichtigen Ertragspfeiler. Infolgedessen gin-



«Das Problem wird die Erträge in den USA noch einige Zeit beeinflussen.»

Jeremy Baker, Energy & Basic Resources

gen die Unternehmen bei ihren nach dem «Defined Benefit»-System funktionierenden Pensionskassen von höheren Jahresrenditen von neun bis zwölf Prozent aus. Dann veränderte sich jedoch das Bild. Mit den fallenden Aktienkursen und Zinssätzen verringerten sich auch die Renditen dieser Pensionskassen, was zu einer Ungleichheit zwischen dem in der Bilanz ausgewiesenen und dem tatsächlichen Pensionskassenguthaben führ-

te. Aufgrund einer vom Financial Accounting Standards Board erlassenen Rechnungsvorschrift wurde bei der Berechnung von Einkommen oder Ausgaben des Vorsorgeplans mit «Defined Benefit»-System die erwartete Rendite des Pensionskassenvermögens verwendet, um den jährlichen Ertrag für den Vorsorgeplan zu berechnen. Der angenommene Ertrag wird bei der Berechnung von Einkommen und Ausgaben des Vorsorgeplans mit «Defined Benefit» verwendet, und zwar unabhängig von den effektiven Kapitalerträgen in diesem Zeitraum. Die von den Unternehmen selbst festgesetzten höheren Renditen gaben jedoch Anlass zur Sorge, sodass die Securities and Exchange Commission (SEC) jene Unternehmen genauer unter die Lupe nahm, welche bei ihren Vorsorgeplänen von der Annahme langfristiger Renditen von neun Prozent oder auch mehr ausgehen.

In diesem Jahr dürften die Vorsorgeverpflichtungen für die Unternehmen zu einem Problem werden. Das gilt wahrscheinlich auch 2004, falls sich bis dann die Börsen nicht wieder erholen und die Zinssätze tief bleiben. Viele Prognosen gehen davon aus, dass die Leistungen weiter auf historische Höhen anwachsen; die Anzahl Pensionskassen mit «Defined Benefit»-System ist jedoch rückläufig, da sich die Unternehmen nun vermehrt auf «Defined Contribution»-Altersvorsorgesysteme wie den weit verbreiteten 401K-Vorsorgeplan konzentrieren.

Grundsätzlich zeigt sich, dass in den USA Massnahmen zur Lösung des Pensionskassenproblems ergriffen wurden. Dabei galt es, vor allem die Investoren hinsichtlich der «Aussagekraft» der Erträge zu beruhigen. Gleichwohl ist davon auszugehen, dass das Problem die Erträge der Unternehmen noch einige Zeit beeinflussen wird.

Die US-Firmen mit grössten Vorsorge-Nettoverpflichtungen 2002

Traditionelle Unternehmen der Old Economy sowie Dienstleister und die IT-Unternehmen alter Schule sind von der Börsenbaisse besonders stark betroffen. Quelle: Bloomberg und Merrill Lynch

Firma	Status Deckung/Unterdeckung (alle Zahlen in Milliarden USD)			Deckung/Unterdeckung in % der Marktkapitalisierung
	2000	2001	2002 Schätzung	2002 Schätzung
General Motors	-43.9	-60.2	-77.0	403%
Ford Motors	-15.9	-25.2	-36.0	223%
IBM	4.3	-5.4	-16.5	12.7%
SBC Communications	4.7	-6.2	-13.2	17.2%
ExxonMobil	-6.6	-9.9	-12.6	5.7%
Boeing Company	7.5	-5.6	-12.0	50.6%
Du Pont	-2.6	-6.7	-9.8	27.4%
Delphi Automotive Systems	-4.6	-7.8	-9.4	200%
Lucent Technologies	15.4	-0.3	-6.9	104%
Verizon Communications	14.9	2.6	-6.1	6.2%

Japan: ein soziales, aber verworrenes Netz

Wie in den meisten Industrieländern besteht das Pensionskassensystem in Japan aus mehreren Säulen. Den Hauptanteil der Pensionsverpflichtungen übernimmt der Staat, darunter auch die Grundleistungen, weshalb die Beteiligung der Einwohner zwingend ist. Darüber hinaus müssen Firmen ab einer bestimmten Grösse eigene Pensionskassen unterhalten, in die sowohl Arbeitgeber als auch Arbeitnehmer einzahlen. Beide Ein-

richtungen werden vom Staat und damit von öffentlichen Pensionskassen gemanagt. Mehr als 60 Prozent der Pensionsempfänger erhalten ihre Rente nur von diesen beiden Einrichtungen. Optional gibt es noch betriebliche Pensionskassen, die von den Unternehmen (mehr als 500 Mitarbeiter) verwaltet werden und eine staatliche Versicherung enthalten. 90 Prozent aller japanischen Firmen leisten ihren aus Altersgründen ausscheidenden Mitarbeitern Pensionszahlungen, entweder eine Einmalzahlung oder eine Rente oder eine Kombination von beidem. Grosse Sparvermögen von Individuen dienen zudem der Altersvorsorge, genauso wie Sparpläne von Lebensversicherungen.

Die Pensionskassen vieler Unternehmen verwalten auch Teile von staatlichen Pensionskassen. Im Gegenzug bezahlen die Firmen geringere Sozialabgaben. Da es sich hierbei um «Defined Benefit»-Pensionskassen handelt, hat in Anbetracht negativer Anlagerenditen die Unterdeckung zugenommen, was die Erfolgsrechnung der Unternehmen zusätzlich belastet. Diese haben nun bis Ende März dieses Jahres die Möglichkeit, diese Pensionskassenanteile an den Staat zurückzugeben. Unterschiedliche Abzinsungsfaktoren zu Gunsten der Unternehmen erhöhen die Attraktivität dieser Transaktionen, können doch dadurch die meisten Firmen stille Reserven auf ihren Aktienanlagen realisieren. Schätzungsweise

Defined Contribution DC (Beitragsprimat):

Dazu gehören die so genannten 401K-Vorsorgepläne. Der Arbeitnehmer zahlt regelmässig Beträge in seine eigene «Pensionskasse» ein und muss das Risiko für das Guthaben nach der Pensionierung selbst tragen. Für den Investor bedeutet dieses System der Altersvorsorge kein grösseres Problem, da das Anlagerisiko beim Arbeitnehmer liegt. Investoren müssen sich jedoch bewusst sein, dass Unternehmen verschiedene Vorsorgepläne kombinieren können.

Defined Benefit DB (Leistungsprimat):

Das Unternehmen ist für die Pensionskasse verantwortlich und bezahlt den pensionierten Arbeitnehmern daraus die Altersleistungen aus. Das Unternehmen ist also zur Rentenleistung verpflichtet, und somit trägt der Arbeitgeber das volle Anlagerisiko aus dieser Verpflichtung, dem Arbeitnehmer nach der Pensionierung eine Rente auszuzahlen.

bis zu 20 Prozent der betrieblichen Pensionskassen werden hiervon Gebrauch machen. Wie in Europa ist bei japanischen Pensionskassen das so genannte «Defined Benefit»-System üblich. In Anbetracht der beschriebenen Problematik erfreut sich das «Defined Contribution»-System aber immer grösserer Beliebtheit. Vor dem Hintergrund der strukturellen Veränderungen in Japan wird sich dieses Pensionskassensystem in Zukunft immer mehr in den Vordergrund drängen, passt es doch besser zur Abkehr von der traditionellen «Lebensstellung» und

fördert den Arbeitsplatzwechsel, da die Pensionskasse damit transferierbar ist. Zusammenfassend lässt sich damit festhalten: Egal welche Region der Welt betrachtet wird, die Verantwortung des Arbeitnehmers nimmt zu.

Christine Frey

Telefon 01 334 56 43, christine.frey@credit-suisse.com

Jeremy Baker

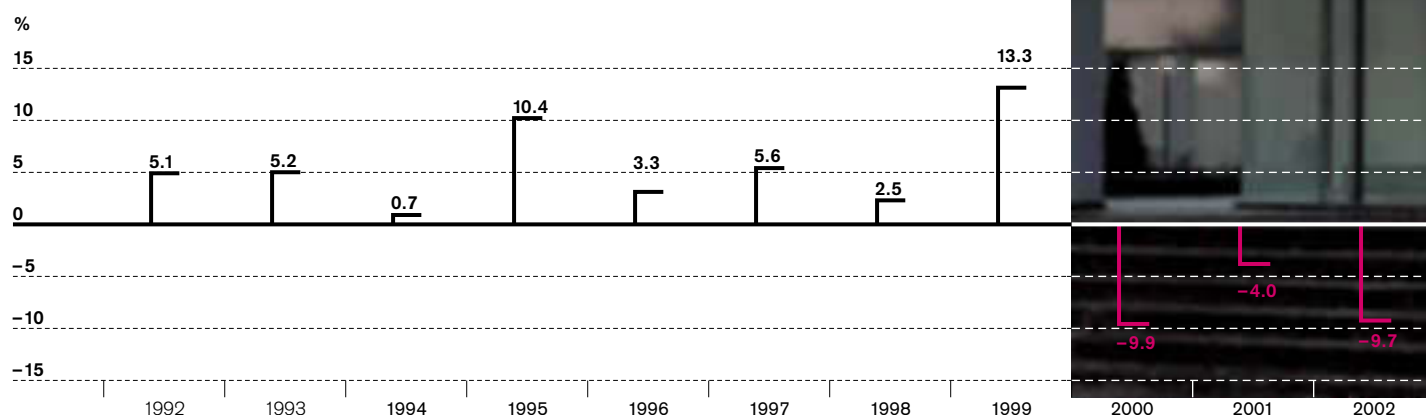
Tel. 01 334 56 24, jeremy.baker.2@credit-suisse.com

Ulrich Kaiser

Telefon 01 334 56 49, ulrich.kaiser@credit-suisse.com

Negative Anlagerenditen erhöhen die Unterdeckung

So gut die Renditen der Pensionskassen in den Neunzigerjahren auch waren: Die anhaltende Börsenbaisse dürfte die Vorsorgeverpflichtungen für einige Pensionskassen dieses Jahr zum Problem machen – und falls sich die Börse nicht erholt, gilt das auch für 2004. Quelle: Pension Fund

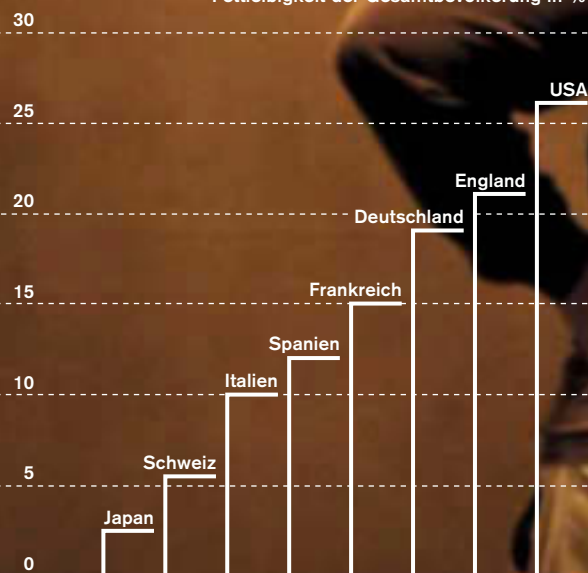


Die Fettleibigkeit wird für die Industrienationen zum Problem

In den USA sind 26 Prozent der Gesamtbevölkerung fettleibig, in der Schweiz 5,5 Prozent. Fettleibig ist, wer einen Body Mass Index (BMI) von über 30 hat. Werte zwischen 20 und 25 gelten als normal. Der BMI berechnet sich so: Man teilt das Körpergewicht in Kilogramm durch die Körpergrösse in Metern im Quadrat.

Quelle: International Obesity Task Force

Fettleibigkeit der Gesamtbevölkerung in %

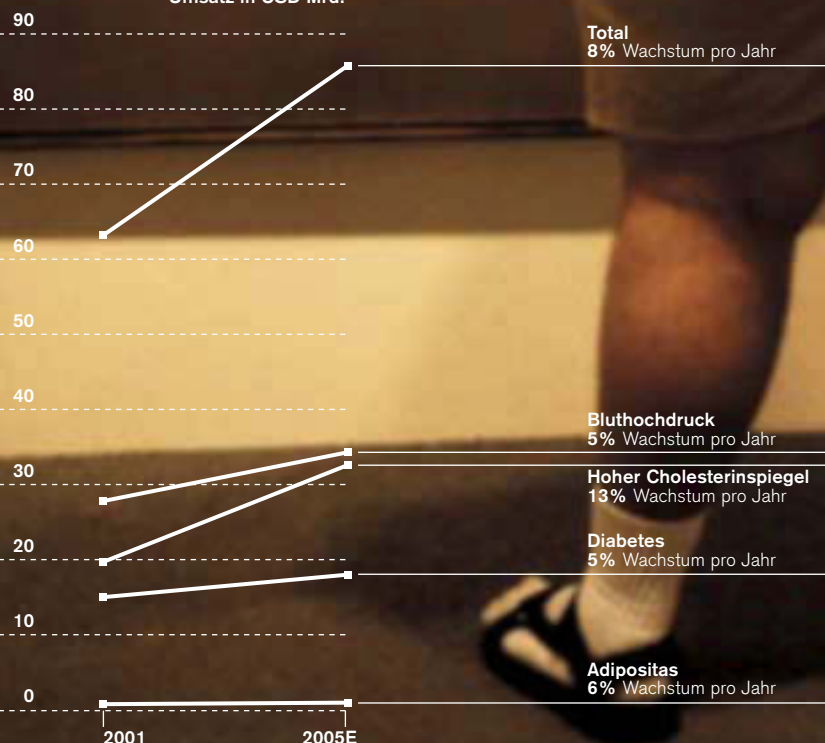


Der Stoffwechselsyndrom-Markt legt kräftig zu

Dank Medikamenten gegen Stoffwechselkrankheiten (Fettleibigkeit, Diabetes, zu hoher Cholesterinspiegel, Bluthochdruck) wächst der Stoffwechselsyndrom-Markt total 8 Prozent pro Jahr. Für 2005 wird für diesen Sektor ein Gesamtumsatz von rund 86 Milliarden US-Dollar erwartet.

Quelle: Lehman Brothers, CS Group

Umsatz in USD Mrd.



Das dicke Geschäft mit der Fettleibigkeit

Die Menschen in den Industriestaaten werden immer dicker. Anstatt sich mehr zu bewegen oder weniger zu essen, setzen sie vermehrt auf Medikamente. Die Pharmaindustrie wiederum entwickelt laufend neue Produkte gegen Stoffwechselkrankheiten. Das könnte für Anleger attraktiv werden. **Luis Correia, Equity Research**

Im Verlauf des letzten Jahrzehnts hat sich der Anteil fettleibiger Personen an der Gesamtbevölkerung nach Schätzungen der International Obesity Task Force weltweit von rund 10 auf etwa 20 Prozent verdoppelt. Da in den Industriestaaten immer mehr Leute sich immer weniger bewegen, aber ihren hohen Kalorienkonsum beibehalten, wird allgemein mit einer weiteren Verbreitung der Fettleibigkeit gerechnet. Das ist auch an der Pharmaindustrie nicht unbemerkt vorbeigegangen: Es werden massive Anstrengungen zur Entwicklung verschreibungspflichtiger Medikamente unternommen, die beim Abnehmen helfen sollen. Bisher aber mit mässigem Erfolg.

Die ersten erwähnenswerten verschreibungspflichtigen Medikamente sind Redux und Pondimin von Wyeth/American Home Products. Sie mussten aber wegen gefährlicher Nebenwirkungen wieder vom Markt genommen werden. Später eingeführte Produkte wie Meridia (Abbott/Knoll) und Xenical (Roche) konnten bisher die Erwartungen nicht erfüllen. Dem Investor stellt sich die Frage: Wie investiere ich richtig auf dem Fettleibigkeits-Markt?

Ein grosser Teil des gesamten Pharmamarkts beschäftigt sich heute mit Fettleibigkeit. Übergewichtige neigen eher zu Bluthochdruck, zu hohen Cholesterinwerten und Diabetes. Die Kombination aus Hypertonie, Dyslipidämie (abnormaler Blutfettspiegel), Diabetes und Fettleibigkeit wird zumeist als Stoffwechselsyndrom bezeichnet.

Seit medizinische Daten zur Verfügung stehen, die belegen, dass die Behandlung dieser Erkrankungen Arteriosklerose, Herzinfarkt oder Nervenschäden verhindern kann, ist der entsprechende Therapiemarkt deutlich gewachsen. Credit Suisse rechnet für



«In den Industriestaaten wird sich die Fettleibigkeit weiter verbreiten.»

Luis Correia, Equity Research

den Stoffwechselsyndrom-Markt mit einer Wachstumsrate von acht Prozent jährlich, ausgehend vom derzeitigen Niveau von 63 Milliarden US-Dollar im Jahr 2001 auf 86 Milliarden US-Dollar im Jahr 2005 (siehe Grafik Seite 60 unten).

Cholesterinstörungen

Als Hauptwachstumsfaktor dürfte sich die Klasse der Produkte zur Cholesterinsenkung mit einer prognostizierten Zunahme von 13 Prozent jährlich entpuppen. Diese Produktklasse hat von der Einführung und der breiten Akzeptanz einer Medikamentengruppe namens Statine profitiert. Die hohe Akzeptanz wurde durch Studien gefördert, die nachweisen konnten, dass ein kontrollierter Cholesterinspiegel die Sterberate im Zusammenhang mit Herzversagen senken kann. Das sind die Hauptprodukte in der

Pipeline: Erstens die Cholesterin-Absorptionshemmer zur Erhöhung des «guten Cholesterin»-Spiegels, wie zum Beispiel Zetia (Schering-Plough/Merck) oder CETP-Hemmer (Pfizer), zweitens «verbesserte» Statine wie Crestor (AstraZeneca).

Bluthochdruck

Die Klasse der Mittel gegen den Bluthochdruck ist vom Volumen her immer noch die grösste, allerdings sind die Wachstumsaussichten moderat, zumal die Patente einiger wichtiger Produkte auslaufen und bedeutende Produktneueinführungen nicht anstehen. Bessere Aussichten weist die Klasse der Angiotensinrezeptor-Blocker (Diovan/Novartis, Cozaar/Merck) auf. Wie manche ältere Therapiekategorie wirkt auch sie durch eine Ausdehnung der Arterien, hat aber weniger Nebenwirkungen. Auf Produktebene ist die wichtigste Neuigkeit Inspira von Pfizer/Pharmacia, das Ende 2002 zugelassen wurde. Auch hier ist die Differenzierung eher auf geringere Nebenwirkungen als auf die höhere Wirksamkeit zurückzuführen.

Diabetes

Die Diabetesklasse leidet unter denselben Schwierigkeiten, weil das Hauptprodukt (Glucophage oder Metformin) 2001 seinen Patentschutz in den USA verloren hat. Neue Therapien, vor allem Glitazone/Insulin-Sensitizer, stellen zwar eine interessante Zusatzoption in der Diabetesbehandlung dar, es konnte jedoch bisher nicht nachgewiesen werden, dass sie in der Lage sind, ältere Generika tatsächlich zu ersetzen. Mehrere Unternehmen arbeiten an der Entwicklung von Inhalationsformulierungen für Insulin. Da die derzeitige Insulintherapie mehrmalige tägliche Injektionen erfordert, wäre damit

ein wesentlicher Fortschritt erzielt (und eine wichtige Chance, den Markt in US-Dollar zu erweitern). Trotzdem sind die Prognosen hier eher vorsichtig, weil langfristige Auswirkungen der Verabreichung von Insulin über die Lungen erst unvollständig erforscht sind.

Fettleibigkeit

Bei zunehmendem Einsatz chirurgischer Methoden zur Behandlung der Fettleibigkeit hat sich der Markt für verschreibungspflichtige Medikamente eher bescheiden entwickelt. Zurückzuführen ist dieser Umstand auf die Schwierigkeit, das tiefere Gewicht nach Absetzen der Therapie zu halten, sowie auf unangenehme Nebenwirkungen. Die beiden Hauptprodukte arbeiten mit unterschiedlichen Mechanismen: Xenical (Roche) blockiert die Fettaufnahme im Darm, Meridia (Abbott) wirkt als Appetitzügler. Das fortschrittlichste Produkt in der Pipeline ist Rimonabant (Sanofi-Synthelabo, Phase III), ein Cannabinoidrezeptor-Blocker zur Unterdrückung des Hungergefühls.

Eine interessante Investitionsmöglichkeit in den Fettleibigkeitsmarkt besteht darin, Unternehmen mit einer starken und viel versprechenden Präsenz auf dem grösseren Gebiet des Stoffwechselsyndroms zu wählen, das zusätzlich zum Übergewicht auch einen überhöhten Cholesterinspiegel, Bluthochdruck und Diabetes umfasst.

Die Credit Suisse favorisiert unter den Unternehmen dieses Sektors Pfizer, Takeda und Sanofi-Synthelabo. Diese drei bieten eine Kombination aus bereits zugelassenen Produkten mit guten Wachstumsaussichten und in Entwicklung befindlichen, viel ver-

sprechenden Wirkstoffen. Pfizer ist weltweit führend – mit acht Produkten mit einem Umsatz von über einer Milliarde US-Dollar (mit den in Partnerschaft vertriebenen Produkten erhöht sich die Zahl auf zehn Milliarden). Durch seine Partnerschaft mit amerikanischen Unternehmen ist Takeda gut positioniert, den Absatz seiner Produkte auf dem Gebiet der Stoffwechselkrankheiten zu maximieren. Und schliesslich besitzt Sanofi-Synthelabo – neben seiner starken Präsenz bei kardiovaskulären Produkten – eine potenziell einzigartige Therapie gegen Fettleibigkeit und Tabakentwöhnung in der letzten Entwicklungsphase (Rimonabant).

Schweizer Pharma liegt gut im Rennen

Die beiden Schweizer Unternehmen sind auf dem Gebiet des Stoffwechselsyndroms gut positioniert. Novartis ist mit Diovan und Lotrel besonders in der Bluthochdrucktherapie vertreten, weniger stark in der Cholesterintherapie (Lescol verzeichnet im Vergleich zu den drei Hauptkonkurrenz-Statinen mässige Umsätze) und bescheiden auf dem Diabetesmarkt (Starlix und ein Pipeline-Produkt in Phase II). Roche nimmt auf dem Markt für verschreibungspflichtige Medikamente eine eher mittelmässige Stellung ein (hauptsächlich durch Xenical, das im letzten Jahr rückläufige Umsätze verzeichnete), hält jedoch über das Diagnostikgeschäft die Marktführerschaft bei Blutzucker-Messvorrichtungen. Die Präsenz im Diabetes-Bereich wurde kürzlich verstärkt durch den Kauf des Insulinpumpengeschäfts von Disetronic.

Luis Correia,
Telefon 01 334 56 37, luis.correia@credit-suisse.com

Stoffwechselsyndrom: wichtigste Unternehmen nach Umsätzen

Die beiden US-Gesellschaften Pfizer und Merck dominieren den Stoffwechselsyndrom-Markt mit einem gemeinsamen Marktanteil von geschätzten 38 Prozent. Quelle: CS Group

	Umsatz 2002E (USD Mrd.)	Marktanteil	Hauptstärken
1 Pfizer	13.9	22%	Cholesterin, Bluthochdruck
2 Merck	10.4	16%	Cholesterin, Bluthochdruck
3 Bristol-Myers Squibb	5.6	9%	Cholesterin, Bluthochdruck, Diabetes
4 Novartis	3.7	6%	Bluthochdruck, Cholesterin
5 AstraZeneca	3.4	5%	Bluthochdruck
6 Sankyo	3.1	5%	Cholesterin
7 Takeda	2.9	5%	Diabetes
8 Lilly	2.2	3%	Diabetes
9 Aventis	2.2	3%	Diabetes, Bluthochdruck
10 Sanofi-Synthelabo	1.3	2%	Bluthochdruck



«Kinder brauchen mehr Bewegung»

Michael Zimmermann, Oberassistent
am ETH-Labor für Humanernährung

Schweizer Kinder werden laut Ihrer Studie immer dicker. Wieso?

Das kann man nicht mit Sicherheit sagen; vermutlich, weil sie sich weniger bewegen als früher. Sie verbringen mehr Zeit im Sitzen, mit TV und Computerspielen. So verbrauchen sie weniger Energie. Auch ist der Fettgehalt der konsumierten Nahrungsmittel hoch, die Mahlzeiten haben eine hohe Energiedichte.

Was kann man dagegen tun?

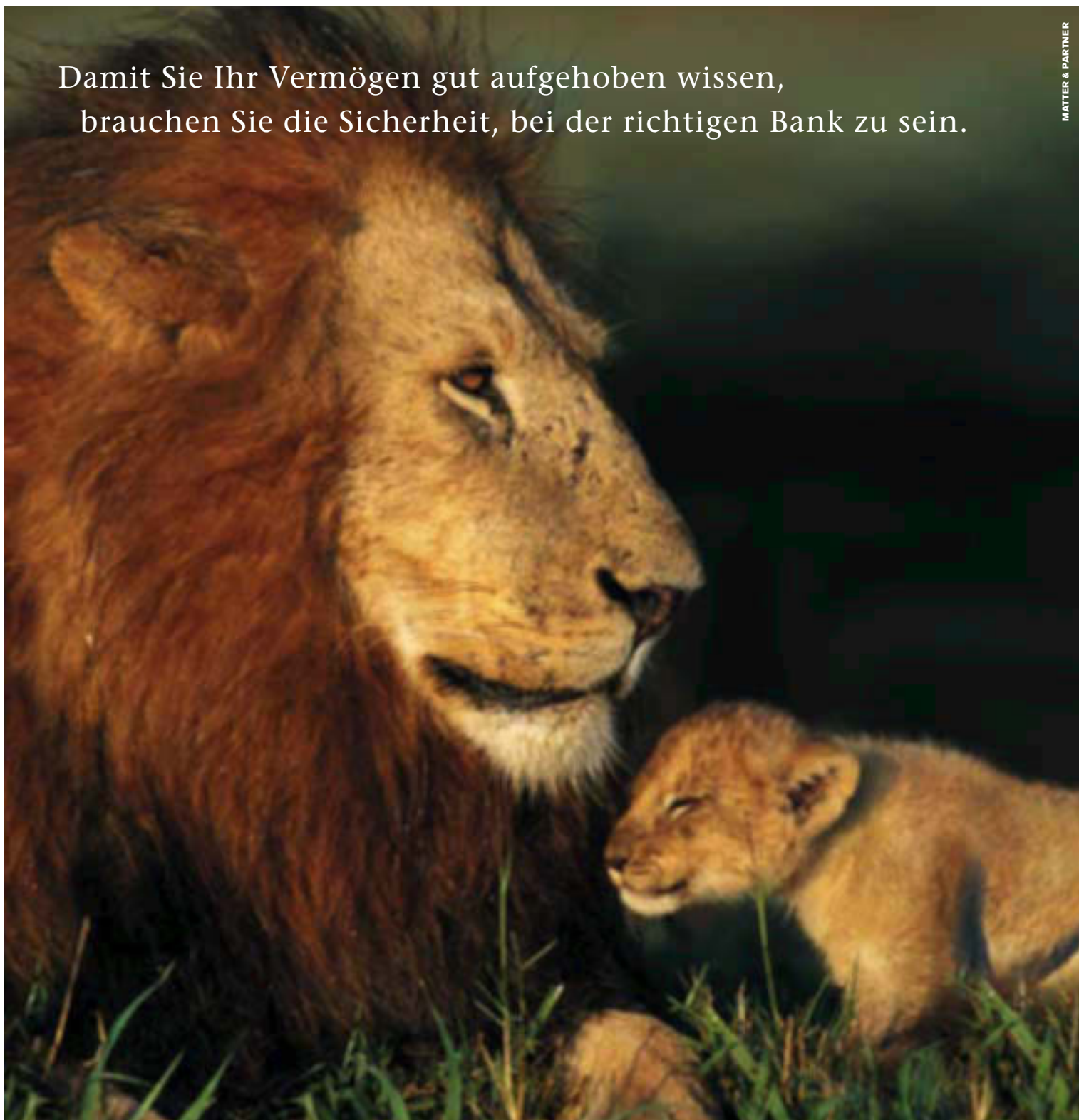
Übergewicht und seine gesundheitlichen und sozialen Folgen sind gesundheitspolitisch sehr wichtig. Da eine Behandlung oft erfolglos bleibt, ist Prävention die beste Massnahme zur Gewichtskontrolle. Konzepte für die Primar- und die frühe Sekundarschulstufe umfassen Ernährungslehre und körperliche Aktivität. Der Fettgehalt der Mahlzeiten und der Konsum von zuckerhaltigen Getränken müsste reduziert werden. Kinder brauchen mehr Bewegung.

Was ist mit Medikamenten?

Es gibt kein wirksames nebenwirkungsarmes Medikament gegen Übergewicht bei Kindern. Die besten Methoden sind Veränderung von Verhalten und Ernährungsgewohnheiten. Medikamente sollten nur als zusätzliche Therapie bei sehr übergewichtigen Kindern eingesetzt werden; und nur, wenn die Änderung von Verhaltens- und Ernährungsgewohnheiten keine Wirkung zeigt. (rh)

Damit Sie Ihr Vermögen gut aufgehoben wissen,
brauchen Sie die Sicherheit, bei der richtigen Bank zu sein.

MATTER & PARTNER



Ihnen geht es nicht um irgendeine Lösung, sondern um die beste. Davon gehen wir aus, wenn wir für Sie arbeiten. Denn statt Patentrezepten schaffen wir individuelle Lösungen von Format. Lösungen, die sich an Ihren Bedürfnissen und Zielsetzungen orientieren. Das gibt uns die Möglichkeit, Know-how auf hohem Niveau einzusetzen. Und Ihnen die Gewissheit, mit einer aussichtsreichen Wachstumsstrategie die Zukunft anzupacken. Wir erläutern Ihnen gerne persönlich, was unsere Bank anders macht: Bank Leu AG, Bahnhofstrasse 32, 8001 Zürich, Telefon +41 1 219 11 11, www.leu.com

Willkommen im Private Banking.

Bank Leu
seit 1755





Auf die inneren Werte kommt es an: Wieso nicht mal ein Schokolade-Igel mit Geraniencremefüllung?

Süsse Scharfmacherin

Als Götterspeise gepriesen, als Teufelszeug verdammt, durch Zugabe von Milch zu Weltruhm gelangt. Neun von zehn Menschen mögen Schokolade. Der zehnte lügt.

Ruth Hafen, Redaktion Bulletin

Wie beleidigt man einen Russen? Man sagt, polnischer Wodka sei der beste. Wie beleidigt man einen Schweizer? Man rühmt belgische Schokolade. Bei der braunen Süssigkeit hört die Weltoffenheit auf, der Patriotismus regt sich heftig. Heute ist die Schweiz führend, was den Verzehr von Schokolade betrifft: 2002 assen die Schweizer durchschnittlich 11,9 Kilogramm. Doch in diesem süssen Geschäft spielen sie erst seit der Erfindung der Milkschokolade überhaupt eine Rolle. Vorbereitet wurde das Feld durch Azteken, Spanier, Engländer, Holländer, Schweden. Zum Beispiel durch Carl von Linné, den grossen schwedischen Botaniker: Er gab

dem Kakao 1753 seinen Namen, Theobroma cacao. Theobroma heisst Götterspeise.

Auch Kolumbus hatte seine Hand im Spiel, zeigte jedoch nicht die Bohne Interesse. Auf seiner vierten und letzten Reise – immer noch auf der Suche nach einer Passage nach Indien – sah er am 15. August 1502 erstmals eine Kakaobohne. Da er jedoch meinte, die von den Einheimischen wie Augäpfel gehüteten Bohnen seien Mandeln, liess er sie links liegen. Vier Jahre später starb er verachtet und verarmt, ohne zu wissen, dass er wieder eine Entdeckung gemacht hatte, die die Welt verändern würde. Hernán Cortés, einer seiner Nachfolger, war weitsichtiger und brachte die Kakaobohne und mit ihr das exotische Gebräu Xocolatl 1528 nach Spanien, von wo aus die Schokolade ihren Siegeszug antrat.

Europa entdeckt den «Sud für Säue»

Branchli, Pralinen, Osterhasen, Nikolause: Wer heute Schokolade sagt, meint die feste Form. Doch während neun Zehnteln ihrer Geschichte war Schokolade ein Getränk. Ein Getränk, das kaum etwas mit der heute bekannten süssen Trinkschokolade gemein hatte. Die Azteken versetzten das Kakao-Wasser-Gemisch mit Maismehl, würzten es mit Chili und Vanille. Ein wenig begeisterter Engländer nannte das Gebräu einen «Sud für Säue». Die Spanier machten sich flink daran, das Getränk für den europäischen Gaumen zu adaptieren: Sie süssten es mit Honig, verdünnten es mit Wasser, Milch, Wein oder Bier und würzten es mit Pfeffer.

Schokolade wurde nicht nur scharf gewürzt – sie stand auch im Ruf, scharf zu machen. Schon die Völker Mittelamerikas schätzten das Genussmittel als Aphrodisiakum. Doktor Henry Stubbes, ein Freund des



Die Kakaofrucht ist rund 500 Gramm schwer und 20 Zentimeter lang. In ihr liegen 25 bis 50 Bohnen, eingebettet in ein süss-saures Mus.

englischen Philosophen Thomas Hobbes und einer der grössten Schokofans des 17. Jahrhunderts, lobte die Schokolade als Scharfmacher in den höchsten Tönen, einem österreichischen Arzt war sie Venusspeise, ein Flugblatt von 1703 behauptet, Schokolade «macht den Leib nur geil». Casanova fand, sie nütze ihm bei seiner Verführungskunst ähnlich gut wie Champagner. Von Marquis de Sade geht die Legende, er habe an einem seiner Bälle mit Spanischer Fliege versetzte Schokoladepastillen aufgetischt. Das Fest soll in eine Orgie ausgeartet sein, die sogar den degeneriertesten Römer vor Neid hätte erblassen lassen.

Ob Aphrodisiakum oder nicht: Als generelles Stärkungsmittel war Schokolade immer unumstritten. Goethe hatte seine Schokolade stets mit im Koffer: «Wer eine Tasse Schokolade getrunken hat, der hält einen ganzen Tag auf der Reise aus. Ich tue es immer, seit Herr von Humboldt es mir geraten hat.» Die Schweizer Armee entdeckte die Schokolade relativ früh für ihre Zwecke: Schon um 1870 kam die Schokoladeration für den Soldaten auf. Wohl weniger, um die Wehrmänner glücklich zu machen (obwohl Theobromin als leichtes Antidepressivum gilt), sondern als schneller Kraftspender und zur Regulierung der Verdauung.

Süsse Pionierleistungen

1657 | Ein Franzose eröffnet in London das erste Schokoladengeschäft.

1792 | In Bern wird die erste Chocolaterie der Schweiz eröffnet.

1820 | Der Holländer Conrad Johannes Van Houten entwickelt das Kakaopulver. Die erste Tafelschokolade entsteht.

1875 | In Vevey hat der Schweizer Daniel Peter die Idee, der Kakaomasse Milch beizumengen. Die erste Milkschokolade kommt auf den Markt.

1879 | Rodolphe Lindt entwickelt das Conchier-Verfahren, das die Herstellung von Schmelz- oder Fondantschokolade gestattet.

1901 | Suchard lanciert die Milka.

1908 | Die Toblerone, die berühmteste Schweizer Schokolade, kommt in den Handel.

1942 | Camille Bloch sucht nach einer Möglichkeit, den nur schwer erhältlichen Kakao zu strecken, und importiert zu diesem Zweck Haselnüsse aus neutralen Ländern. Das Ragusa ist erfunden.

Gesellschaftlich gehörte Schokolade zum guten Ton; darüber hinaus schien sie auch geeignet, unliebsame Zeitgenossen aus dem Weg zu räumen. Eine Dame «von Stand», so die Sage, hatte Grund gehabt, sich über einen Herrn zu beklagen. Sie setzte dem Betreffenden einen Dolch und eine Tasse vergifteter Schokolade vor und erlaubte ihm, selbst die Art des Todes zu wählen. Dieser machte nicht den geringsten Versuch, an ihr Mitgefühl zu appellieren, sondern trank die

► www.chocosuisse.ch
 ► www.icco.org

Schokolade bis zur Neige. Sein einziger Kommentar: «Die Schokolade wäre besser gewesen, hätten Sie mehr Zucker hineingetan; das Gift gibt ihr einen bitteren Geschmack. Denken Sie beim Nächsten daran, dem Sie eine Schokolade bereiten.»

Natürlich interessierte sich auch die Kirche für das neumodische Getränk, das so völkerverbindend über Europa schwappte. Papst Pius V. fand den Geschmack von Schokolade so scheusslich, dass er ihren Genuss in der Fastenzeit für unbedenklich erklärte. Kardinal Richelieu hingegen war ein grosser Verfechter der Schokolade, er benutzte den nach einem Geheimrezept von spanischen Mönchen hergestellten Trunk, um seine kranke Milz zu pflegen. Ein Doktor

aus England veröffentlichte 1706 ein Buch, in dem er behauptete, Schokolade komme direkt von Satan, schwäche den Geist, verursache Mundgeruch und beeinträchtige die Fruchtbarkeit. 18 Jahre später stellte sein Kollege Brooks die These auf, Schokolade verlängere das Leben und befreie ausserdem von Bandwürmern und Magengeschwüren.

Götterspeise oder Teufelszeug? Das steht heute nicht mehr zur Diskussion: Erlaubt ist, was schmeckt. Die Schokoladenhersteller halten für jeden etwas bereit: In ihrem Buch «Schokolade. Das Handbuch für Geniesser» beschreibt und benotet die Britin Chantal Coady, die in London selbst ein kleines Geschäft betreibt, Confiseries und ihre Spezialitäten aus aller Welt: von der Praline mit Geraniencremefüllung über die Schokolade in Form von rostigem Werkzeug hin zu Sprüglis Truffles du jour. In der Herstellung scheint das letzte Wort noch lange nicht gesprochen, das Feld für Experimente ist weit. So hat sich der Österreicher Georg Hochleitner zum Ziel gesetzt, die wohl berühmteste Schokoladentorte – die 1832 erfundene Sachertorte – vom Thron zu stossen, und zwar mit «Chocolina», einer zwanzigschichtigen Torte aus Mandeln, Orangenmarmelade, Orangenlikör und Schafmilchschokolade. Sie schmecke, so beteuert der Erfinder, wunderbar sahnig, «gar nicht schafig».

Lange bevor die lila Kuh ihren ersten TV-Auftritt hatte, vermarktete die Schweizer Schokoladenindustrie ihre Produkte professionell.



Mole Poblano – Schokoladensauce auf mexikanische Art

Rezept für 4 Portionen

- 80 g **dunkle Kochschokolade**
- 5 **mittlere rote Chilischoten**
- 2 **mittlere Fleischtomaten**
- 150 g **gemahlene Mandeln**
- 1 **mittlere Semmel**
- 1 **Prise Zimt**
- 1 **Prise Nelken**
- 1 **Prise Korianderpulver**
- 0,5 l **Gemüsebouillon**
- 2 **Esslöffel Sesamkörner**
- 2 **mittlere Knoblauchzehen**
- 2 **Esslöffel Olivenöl**
- 0,5 **mittlere Banane**
- 2 **mittlere Zwiebeln**

- Sesamkerne in einer Pfanne leicht anbräunen
- Chili entkernen
- Banane schälen und grob würfeln
- Semmel grob würfeln
- Tomaten überbrühen, abziehen, entkernen und grob würfeln
- Knoblauch schälen
- Zwiebeln schälen und grob würfeln
- obige Zutaten ohne Sesam mit den Mandeln und ¼ Liter Bouillon im Mixer pürieren
- Schokolade reiben
- Paste würzen und dann in einem Topf mit dem Öl 5 Minuten kochen
- nach und nach die geriebene Schokolade und die Bouillon hinzugeben
- die Sauce zu Geflügel, Fleisch oder Tortillas reichen und mit Sesam bestreuen

CREDIT SUISSE Classic Movie Night

BUSTER KEATON

STEAMBOAT BILL JR.



Stummfilm auf Grossleinwand mit live Originalmusik
Zürcher Kammerorchester und **Sinfonieorchester Basel**
Dirigent: Frank Strobel

Sonntag, 25. Mai 2003, Hauptbahnhof Zürich

Veranstaltungsbeginn: 20.45 Uhr



www.kinoimhb.ch

**CREDIT
SUISSE**

Hauptsponsoren



Jeep
THERE'S ONLY ONE



Fragrances



Radio 24

V&V Zentrale
Umsteigen lohnt sich.



TICKETCORNER

0848 800 800

Vorverkauf

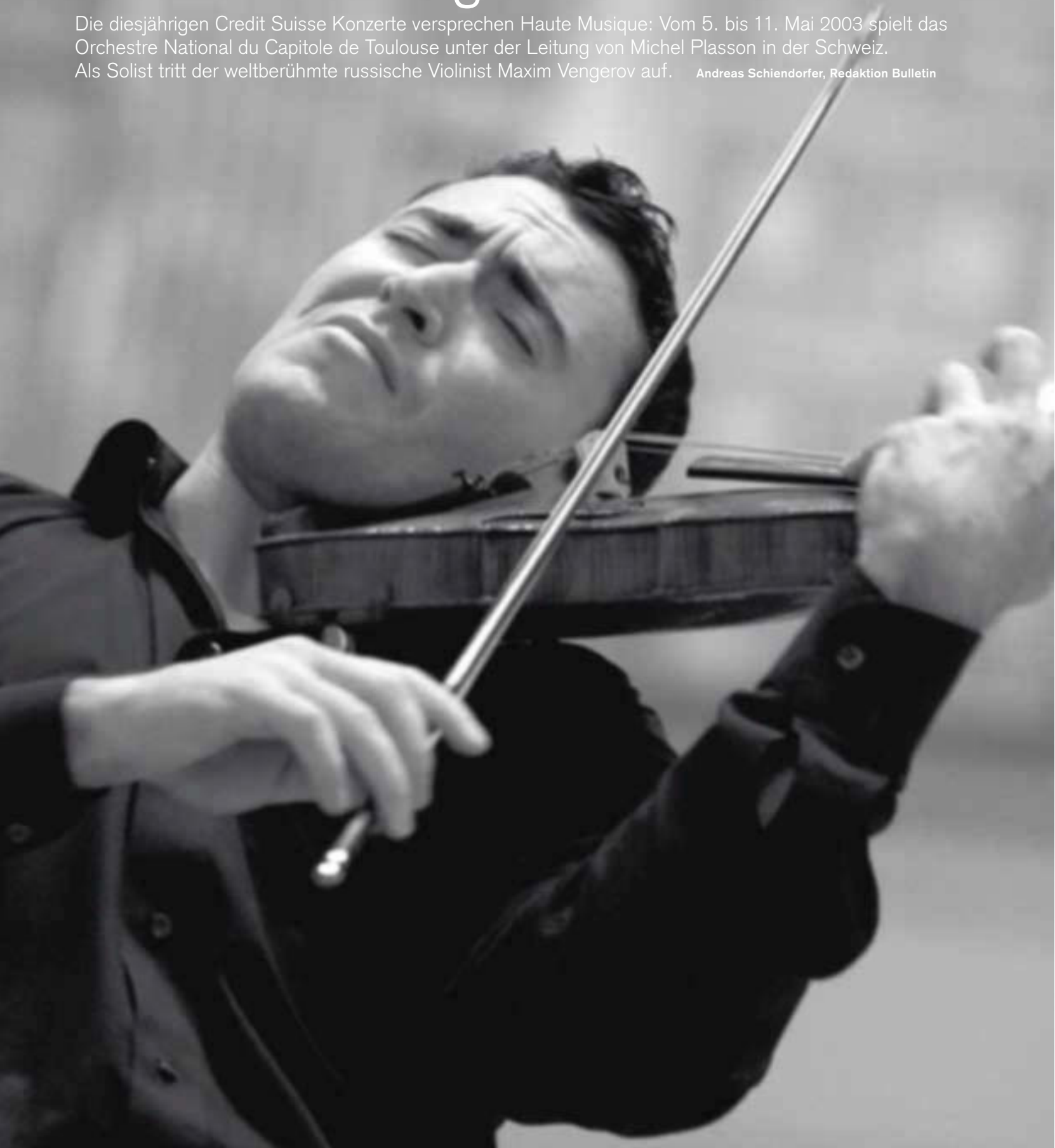
Medienpartner

Produktion: brothers & sisters / Gestaltung: Düde Dürst, Zürich

«Im Konzert dirigiert mich die Musik»

Die diesjährigen Credit Suisse Konzerte versprechen Haute Musique: Vom 5. bis 11. Mai 2003 spielt das Orchestre National du Capitole de Toulouse unter der Leitung von Michel Plasson in der Schweiz.

Als Solist tritt der weltberühmte russische Violinist Maxim Vengerov auf. **Andreas Schiendorfer, Redaktion Bulletin**



Maxim Vengerov hat sich vom russischen Wunderkind zum vielseitigen, ausdrucksstarken Soloviolinisten entwickelt.

Selbst die schwierigsten Passagen scheinen Maxim Vengerov leicht zu fallen. Wie im Traum bewältigt er – auf seiner neusten CD – die Solosonaten des belgischen Komponisten Eugène Ysaÿe, an die sich sonst kaum jemand heranwagt, und nachgerade spielerisch meistert er auf seiner Stradivari die schwierige Echo-Sonate seines russischen Komponistenfreundes Rodion Schtschedrin.

Natürlich wirken heisst auf sich selbst hören

Musik sei eine universelle Sprache, die jeder verstehe. Man könne sie lernen wie jede andere Sprache, führt Maxim Vengerov aus. Im Konzert oder auf einem Tonträger dürften jedoch die unzähligen Probestunden, der langwierige Lernprozess nicht mehr spürbar sein. «Leicht muss es zwar nicht wirken, aber natürlich.»

«Natürlich wirken» bedeutet für ihn letztlich nichts anderes als das Vertrauen zu haben, auf sich selbst zu hören. «Eins sein mit der Violine und sich gleichzeitig von ihr befreien», so Vengerov. Wenn dies jemand anders sagte, es wäre eine Platitude; der 1974 in Nowosibirsk geborene Musiker überzeugt indes im Gespräch genauso wie auf der Bühne. Auf den ohrenfälligen Unterschied zwischen der Hauptprobe und dem wenige Stunden später folgenden Konzert angesprochen, erklärt er: «Auf jedes Konzert bereite ich mich während Stunden vor, technisch. Die Musik führt jedoch ihr eigenes Leben. Sie fliegt mir zu. Wenn ich in einem Konzert zu spielen beginne, dirigiert sie mich. Ich bin ihr Instrument, höre

Credit Suisse Konzerte 2003 in vier Schweizer Städten

Das Orchestre National du Capitole de Toulouse (ONCT) unter der Leitung von Michel Plasson und der Violinist Maxim Vengerov treten an folgenden Orten auf:

Lugano | **Palazzo dei Congressi: Montag, 5. Mai 2003**, Lausanne | **Palais de Beaulieu: Mittwoch, 7. Mai 2003**, Bern | **Konzerthaus Casino: Samstag, 10. Mai 2003**, Zürich | **Tonhalle: Sonntag, 11. Mai 2003 (Nachmittagskonzert).**

Konzertprogramm Camille Saint-Saëns (1835–1921) | **Konzert für Violine und Orchester Nr. 3 in h-moll, op. 61 (1880)**, Ernest Chausson (1855–1899) | **«Poème» für Violine und Orchester in Es-Dur, op. 25 (1896)**, César Franck (1822–1890) | **Symphonie in d-moll (1888).**

Vorverkauf Ticketcorner, www.ticketcorner.ch, Tel. 0848 800 800

sie die nötigen Takte im Voraus und weiss, wie ich spielen muss. Ein Juwel wie das Violinkonzert e-moll op. 64 von Mendelssohn-Bartholdy, das ich sicher schon tausendmal aufgeführt habe, kann mir nie langweilig werden: Es ist immer wieder anders.» Und fügt geheimnisvoll an: «Der Bogen ist die Verlängerung meines Arms, die Violine die Verlängerung meiner Seele.»

Mit 16 Jahren endgültig selbstständig

Auf sich selbst hören: Diesen musikalischen Freiheitsdrang spürte Maxim Vengerov schon bei seinem ersten Konzert mit vier-

einhalb Jahren. «Ich übte brav, wie man es mir sagte. Dann trat ich auf – und machte Musik, wie es mir verboten war. Ich konnte nicht anders.»

Trotzdem besuchte Vengerov manches Jahr die klassische russische Violinistenschule, insbesondere bei Zakhar Bron in Moskau, der ihm ab 1987 die ersten Auftritte im Ausland vermittelte und dem er 1989 nach Leipzig folgte – um sich kurz darauf von ihm zu lösen. «Dieser schmerzliche Schnitt war unvermeidlich, wenn ich wirklich zu mir selbst finden wollte.»

Wie erreichte dies der damals erst 16-Jährige? «Ich hörte mir fortan keine anderen Violinisten mehr an», blickt Vengerov zurück. «Es gibt so viele hervorragende Musiker. Sie alle haben uns etwas zu sagen. Wenn ich einem zuhörte, wollte ich ein bisschen werden wie er. Jemanden kopieren bringt dich aber nicht weiter.»

In der Folge orientierte sich Vengerov, der bei Vag Papian zwei Jahre Kompositionslehre studierte, an Dirigenten, die nicht selten auch bekannte Solisten waren. «Ich untersuchte, wie ein Karajan, ein Muti, ein Menuhin, ein Bruno Walter bestimmte Werke interpretieren – und verglich die vielleicht feinen, aber entscheidenden Unterschiede. Nach zwei Jahren war ich so weit und konnte wieder loslassen.» Wissen sei sehr wichtig, aber es könne einen zum Sklaven machen. Nur die Kombination, Wissen verbunden mit Instinkt, führe zur Musik, betont Maxim Vengerov. Nach dem Sieg 1990 beim Carl-Flesch-Wettbewerb in London eroberte das sibirische Wunder-

Botschafter französischer Kultur

Mit dem Gewinn des ersten Preises des Dirigentenwettbewerbs von Besançon im Jahr 1962 begann für Michel Plasson eine steile Karriere. 1968 ging er als Musikdirektor und Chefdirigent der Oper und des Orchestre National du Capitole de Toulouse nach Südfrankreich. Dem ONCT ist Plasson seither treu geblieben. Neben den Aufführungen im Konzertsaal des Alten Getreidemarkts in Toulouse nahmen Auslandengagements und Studioaufnahmen kontinuierlich zu, weshalb sich Michel Plasson 1983 entschloss, die Musikdirektion aufzugeben.

Michel Plasson und das ONCT beherrschen ein breites Repertoire, sie haben sich aber die Förderung klassischer und zeitgenössischer französischer Musik zum besonderen Ziel gesetzt. Es ist deshalb kein Zufall, dass bei den Credit Suisse Konzerten Werke von Saint-Saëns, Chausson und Franck zur Aufführung gelangen. Mehr über Michel Plasson und das Orchestre National du Capitole de Toulouse unter www.onct.mairie-toulouse.fr



Michel Plasson lädt zum Musikgenuss.

kind den Westen im Nu. Besonders wichtig waren für ihn in dieser Phase der Dirigent und Pianist Daniel Barenboim, mit dem er jahrelang zusammenarbeitete, und der Dirigent und Cellist Mstislaw Rostropowitsch, der ihm die russischen Komponisten Prokofieff und Schostakowitsch näher brachte.

«Vor allem aber lehrte mich Rostropowitsch, mich selber zurückzunehmen, meinen Egoismus zu bändigen und mich als Teil eines grösseren Ganzen zu sehen. Schliesslich sind da ja auch noch ein Orchester, ein Dirigent, ein Komponist.»

Zweckbescheidenheit? Maskerade? Maxim Vengerov liefert keinen Grund zum Argwohn, gibt gerne Anekdoten zum Besten und kann auch über sich selbst lachen. Und er ist bereit, sich für andere einzusetzen. Seit 1997 ist er Botschafter der UNICEF, als einer der ersten Vertreter der klassischen Musik. Auch das Mediengespräch fand – wegen seiner dicht gedrängten Agenda – in Mailand statt, am Rande eines Benefizkonzerts mit Julia Fischer und der Filarmonica della Scala zu Gunsten

der Negri-Weizmann-Forschung über tumorbekämpfende Medikamente.

Noch hat Maxim Vengerov den Zenit seiner Karriere längst nicht überschritten, und doch hat er bereits begonnen, das Geheimnis seiner «musikalischen Natürlichkeit» weiterzuvermitteln. Seit Mitte 2000 unterrichtet er an der Musikhochschule des Saarlandes, der kleinsten in ganz Deutschland, obwohl ihm sicher auch die grossen Hochschulen offen stünden. Seiner Meisterklasse, seinen fünf Schülern widmet er sich jeweils während einer Woche pro Monat. «Es bereitet mir eine unglaubliche Genugtuung, diesen jungen Musikern den Glauben an die Zukunft zu vermitteln. Ich könnte mir auch vorstellen, sie später einmal als Dirigent zu begleiten.»

Als Musikprofessor in Saarbrücken fühlt sich Maxim Vengerov wohl. Dies gibt ihm – dem scheinbar Ruhelosen – neben der nach Israel ausgewanderten Familie den nötigen Boden, um auf der Bühne gleichsam zu schweben, im musikalischen Sinne zu fliegen, wie ihm Kritiker bescheinigen. Das Wichtigste beim Musizieren ist ihm das

Publikum. Ihm wolle er möglichst nahe sein. Deshalb hat er begonnen, vor und während dem Konzert mit den Zuhörern im Saal zu sprechen, ihnen seine Stückauswahl zu erklären. «So sind die Leute frühzeitig auf das Konzert vorbereitet und hören nachher ganz anders zu als sonst.»

Wenn jemand seine Technik lobte oder seine Interpretation interessant finde, erfülle ihn das mit Genugtuung; aber letztlich sei es das Schönste für ihn, wenn die Zuschauer sagen: «Ich habe mich wohl gefühlt, Sie haben mir Freude bereitet.» Eigentlich ist alles so einfach.

Verlosung: Erleben Sie Maxim Vengerov
Bulletin verlost 10x 2 Tickets für das Konzert vom 7. Mai in Lausanne, 8x2 Tickets für das Konzert vom 11. Mai in Zürich sowie 10 Exemplare der neusten CD von Maxim Vengerov mit Werken von J.S. Bach, E. Ysaÿe und R. Schtschedrin (EMI Classics Schweiz, Nr. 5 573 842).
Die Verlosung findet im emagazine unter www.credit-suisse.com/bulletin statt. Die Gewinner werden benachrichtigt.

Musikalische Untergänge auf dem Baggersee

«Akua», die neueste Produktion der Schweizer Theatertruppe Karl's kühne Gassenschau, entwickelte sich 2002 zum sommerlichen Publikumsmagneten. Darum geht das Spektakel heuer in die zweite Saison. Als Hauptsponsoren mit auf dem Floss sind die Credit Suisse und neu die Migros. **Ruth Hafen, Redaktion Bulletin**

Würenlos, Zürichern hinlänglich bekannt als erste Autobahnraststätte Richtung Bern, wartet seit 2002 mit dem berühmtesten Baggersee der Schweiz auf: ein 2500 Quadratmeter grosses Loch, gefüllt mit sechs Millionen Liter Wasser. Dort findet ab dem 22. Mai 2003 jeweils von Dienstag bis Samstag die Reprise des «fantasievollen Wasser-Spektakels für Kids, rüstige Rentner und alle Begeisterungsfähigen dazwischen» statt. Im Sommer 2004 wird die Freiluftproduktion im Welschland ankern.

Die Rahmengeschichte: Ein musikalisch unterbegabtes Schiffsorchester wird auf einer Insel ausgesetzt, wo die Musiker sich ob der Frage, was wahre Musik sei, beinahe die Köpfe einschlagen. Gestrandete Walfische, Intrigen und gigantische See-



monster sorgen für konstante Rückschläge auf der Suche nach der richtigen Musik.

Die Programme der mit dem Prix Walo ausgezeichneten Truppe zeichnen sich aus durch einen Mix aus perfekter Choreografie, Spektakel, Musik, schrägen Figuren und atemberaubenden Spezialeffekten. Von der

Zweiteauflage darf man erwarten, dass sie ist wie aufgewärmte Spaghettisauce: noch besser als das erste Mal.

«Akua». Würenlos, 22. Mai bis Mitte September. Mehr Infos auf www.akua.ch.

Bulletin verlost 20 Tickets. Details siehe Talon.

Agenda 2/03

Aus dem Kultur- und Sport-engagement der Credit Suisse

BARCELONA

4.5. Grosser Preis von Spanien, F1
BASEL

7.6. Qualifikationsspiel
Schweiz – Russland, Fussball
GENÈVE

23.5. All Blues Jazz Classics:
Monty Alexander & Randy Weston,
Victoria Hall

11.6. Qualifikationsspiel
Schweiz – Albanien, Fussball
IMOLA

20.4. Grosser Preis von
San Marino, F1
LUZERN

4.5. All Blues Jazz Classics:
Ahmad Jamal, KKL
MONTE CARLO

1.6. Grosser Preis von Monaco, F1
MONTREAL

15.6. Grosser Preis von Kanada, F1
SCHAFFHAUSEN

14. – 17.5. Jazz Festival
SPIELBERG

18.5. Grosser Preis von
Österreich, F1
STANS

22. – 27.4. Stanser Musiktage
ZÜRICH

4.5. Weltmusikwelt: Shikisha,
Moods im Schiffbau

9. und 10.5. Credit Suisse Prix
Bolero und Internationale Avant-
garde, Hauptbahnhof

24.5. All Blues Jazz Recitals:
Monty Alexander & Randy Weston,
Tonhalle

Buster Keaton im Zürcher Hauptbahnhof

Kommt der Mai, wird der Zürcher Hauptbahnhof zweckentfremdet: Er mutiert zum gigantischen Kino. Das Kino im HB 2003 zeigt vom 16. bis 25. Mai spannende, lustige und romantische Vorpremieren



und Reprisen auf einer Leinwand, die 450 Quadratmeter misst. Als krönender Abschluss des Kinevents findet am 25. Mai die Classic Movie Night statt. Aufgeführt wird ein Juwel des Stummfilms, Buster Keatons «Steamboat Bill Jr.» aus dem

Jahr 1928. Während Buster Keaton über die Leinwand stolpert, Hauseinstürze und Wirbelstürme wie durch ein Wunder überlebt, verwandelt ein 60-köpfiges Orchester mit Musikern des Zürcher Kammerorchesters und des Sinfonieorchesters Basel die Bahnhofshalle in einen gigantischen Konzertsaal. (rh)

Kino im HB 2003. Hauptbahnhof Zürich, 16. bis 25.5.

Weitere Informationen auf www.kinoimhb.ch

Auf www.credit-suisse.com/bulletin können Sie Tickets für die Classic Movie Night am 25.5. gewinnen.

Arabische Laute und schwarze Katzen

Die Oud ist eine arabische Kurzhalslaute, die traditionell als Begleitinstrument eingesetzt wird. Im Zug der musikalischen Globalisierung erlebt sie jedoch eine Renaissance, die sie aus dem Schattendasein der Begleiterin herauskatapultiert und zum Soloinstrument macht. Wesentlich zu dieser Entwicklung beigetragen hat der 1957 geborene Tunesier Anouar Brahem, der sich nach zehnjähriger Ausbildung in klassischer arabischer Musik für die Weltmusik und den Jazz öffnete, ohne seine arabischen Wurzeln zu verlieren. Von Kritikern als Eric Clapton der Oud bejubelt, arbeitet Brahem immer wieder mit bedeutenden Musikern aus Jazz und Weltmusik wie Jan Garbarek, Dave Holland oder Manu Dibango. Auf seiner neusten CD «Le pas du chat noir» spielt er zusammen mit dem Pianisten François Couturier und dem Akkordeonisten Jean-Louis Matinier. Wirklich Weltmusik vom Feinsten. (rh)



Anouar Brahem Trio. 11.5., Schauspielhaus Zürich.

In Finken aufs Matterhorn

Das Verkehrshaus der Schweiz hat einen neuen Publikumsmagneten: die Swissarena. Kernstück der Ausstellung ist eine – nur mit Filzpantoffeln begehbare – Luftbildaufnahme der Schweiz im Massstab 1:20 000. Diese Auf-



nahme setzt sich aus 7800 Einzelbildern zusammen, die aus einer Höhe von 4400 bis 9300 Metern aus dem Flugzeug aufgenommen wurden. Die Strecke Basel–Chiasso beträgt in dieser Grössenordnung ganze zwölf Meter. Das Matterhorn bringt es gerade mal auf eine Höhe von zehn Zentimetern. Wer also schon lange mal mit Finken aufs Matterhorn steigen wollte, hat jetzt die Gelegenheit dazu. Viele Besucher machen sich jedoch, auf den Knien rutschend und mit einer Leuchtlupe ausgerüstet, auf die Jagd nach ihrem Wohnhaus, denn die Detailliertheit des Luftbildes erlaubt sogar dies. (rh)

Swissarena. Verkehrshaus Schweiz, Luzern. Weitere Infos auf www.verkehrshaus.org Auf www.credit-suisse.com/bulletin können Sie Tickets für das Verkehrshaus gewinnen.

Impressum

Herausgeber Credit Suisse, Postfach 2, 8070 Zürich, Telefon 01 333 11 11, Fax 01 332 55 55 **Redaktion** Daniel Huber (dhu) (Leitung), Marcus Balogh (ba) (Wealth Management), Ruth Hafen (rh) (Sponsoring), Andreas Schiendorfer (schi) (Aktuell), emagazine: Andreas Thomann (ath), Martina Bosshard (mb), Michèle Luderer (ml), Michael Schmid (ms), E-Mail redaktion.bulletin@credit-suisse.com, Internet: www.credit-suisse.com/bulletin **Korrektur** text control, Zürich **Gestaltung** www.arnolddesign.ch: Karin Bolliger, Adrian Goepel, Urs Arnold, Alice Kälin, Maja Davé, Benno Delvai, Renata Hanselmann, Annegret Jucker, Saroeun Dan, Monika Isler (Planung und Durchführung) **Inserate** Yvonne Philipp, Strasshus, 8820 Wädenswil, Telefon 01 683 15 90, Fax 01 683 15 91, E-Mail yvonne.philipp@bluewin.ch **Beglaubigte WEMF-Auflage 2003**: 136 172 **Litho** Denz Lith Art AG, Bern **Druck** NZZ Fretz AG / Zollikofer AG **Redaktionskommission** Othmar Cueni (Head Corporate & Retail Banking Northern Switzerland, Private Clients), Claudia Kraaz (Head Corporate Communications Credit Suisse Financial Services), Eva-Maria Jönen (Customer Relation Services, Marketing Winterthur Life & Pensions), Karin Rhomberg (Chief Communications Officer Credit Suisse Group), Fritz Stahel (Credit Suisse Economic & Policy Consulting), Burkhard Varnholt (Head Financial Products), Christian Vonesch (Head Marktgebiet Privatkunden Zürich), Claudia Grüter (Head Private Clients Offers, e-Solutions) **Erscheint im 109. Jahrgang** (6× pro Jahr in deutscher, französischer und italienischer Sprache). **Nachdruck** gestattet mit dem Hinweis «Aus dem Bulletin der Credit Suisse». **Adressänderungen** bitte schriftlich und unter Beilage des Original-Zustellcouverts an Ihre Credit Suisse Geschäftsstelle oder an: Credit Suisse, KISF 14, Postfach 600, 8070 Zürich.

Diese Publikation dient nur zu Informationszwecken. Sie bedeutet kein Angebot und keine Aufforderung seitens der Credit Suisse zum Kauf oder Verkauf von Wertschriften. Hinweise auf die frühere Performance garantieren nicht notwendigerweise positive Entwicklungen in der Zukunft. Die Analysen und Schlussfolgerungen in dieser Publikation wurden durch die Credit Suisse erarbeitet und könnten vor ihrer Weitergabe an die Kunden von Credit Suisse bereits für Transaktionen von Gesellschaften der CREDIT SUISSE GROUP verwendet worden sein. Die in diesem Dokument vertretenen Ansichten sind diejenigen der CREDIT SUISSE GROUP zum Zeitpunkt der Drucklegung. (Änderungen bleiben vorbehalten.) Credit Suisse ist eine Schweizer Bank.

«Ich bin kein Vorbild, nur ein Gefangener meines Gewissens»

Beat Richner führt seit 1992 das Kinderspital Kantha Bopha in Kambodscha. Dafür wurde er zum Schweizer des Jahres gekürt. Wir sprachen mit ihm über die Hauptsorgen Kambodschas: HIV und Tuberkulose sowie Korruption und Armut. **Interview: Andreas Schiendorfer, Redaktion Bulletin**

Andreas Schiendorfer Herr Richner, Sie sind zum Schweizer des Jahres gewählt worden. Was bedeutet Ihnen diese Auszeichnung?

Beat Richner Es ist eine Überraschung gewesen – für mich und alle Leute im Hallenstadion. Die Fernsehzuschauer haben ein eindrückliches Zeichen zugunsten des humanitären Engagements gesetzt, für die Hilfe an Menschen, die sonst keine Überlebenschancen hätten. Darum hat mich die Auszeichnung sehr gefreut. Sie macht mir Mut. Und noch wichtiger: Sie ist für die Kambodschaner eine Art Lebensversicherung. Wenn die Solidarität in der Schweiz so gross ist, dann bricht auch der Spendenfluss nicht ab. Die Kambodschaner sind nach wie vor auf jeden Spendenfranken angewiesen. Unser Projekt kostet jährlich rund 18 Millionen Franken.

Geld, das in ein Land fliesst, das die wenigsten kennen. Man dürfte sich noch vage an die Schreckensherrschaft der Roten Khmer 1974 bis 1979 erinnern. Wie haben Sie dieses Land entdeckt? Das Kinderspital Zürich unterhielt damals eine Partnerschaft mit dem Kinderspital Kantha Bopha, welches König Sihanouk gegründet und nach seiner an Leukämie verstorbenen Tochter benannt hat. Ich war Assistenzarzt ohne familiäre Verpflichtungen und hatte 1970 in Tansania bereits Tropenerfahrung erworben. Deshalb ging ich 1974 nach Pnom Penh, das ich aber schon im April 1975 wieder fluchtartig verlassen musste.

Und in diesen wenigen Monaten haben Sie Land und Leute derart lieb gewonnen, dass Sie nach Beendigung des Bürgerkriegs Ende 1991 Ihre Arbeit wieder aufnehmen? Ich weiss nicht, ob ich sagen kann, ich würde Kambodscha speziell lieben. Meine Situation ist mit jener der Holocaust-Über-

lebenden vergleichbar. Von meinen weit über 900 Kollegen in Kambodscha überlebten nur 52. Ihnen gegenüber hatte ich ein schlechtes Gewissen. Ich musste einfach wieder dorthin reisen, um zu sehen, was aus dem Spital geworden ist. Und als mich der König fragte, ob ich das zerstörte Spital wieder aufbaue, sagte ich einfach ja.

Hat es sich gelohnt? In jedem Fall. Bereits im September 1992 konnten wir Kantha Bopha 1 einweihen, vier Jahre später Kantha Bopha 2 und im November 1999 die Klinik Jayavarman VII. in Siem Reap, gleich neben den weltberühmten Tempelruinen von Angkor Wat. Jährlich kommt es nun zu 600 000 ambulanten und zu rund 50 000 stationären Behandlungen kranker Kinder. Ohne unsere drei Spitäler würden jeden Monat 2600 Kinder sterben. Wir haben also einiges bewirken können. Ich bin aber nicht der Meinung, dass wir damit Entwicklungshilfe leisten oder reine Nächstenliebe leben. Für den einzelnen Spender in der Schweiz trifft dies zwar zu; aber als Gesellschaft leisten wir vor allem Wiedergutmachung. Wir sind an vielen Missständen in Südostasien mitschuldig.

Sie sind nun seit über zehn Jahren ein Beobachter Kambodschas. Wie beurteilen Sie die politische Entwicklung? Die Uno zog sich kürzlich ja vom geplanten Tribunal gegen die Kriegsverbrecher des Pol-Pot-Regimes zurück... Wir müssen bei unseren Überlegungen in Betracht ziehen, dass hier andere Prinzipien gelten, als wir es von unserer logischen Geschichtsschreibung her gewohnt sind. In Kambodscha können wir nicht einfach schwarz-weiss malen. Es gibt keine Familie, die während der Herrschaft der Roten Khmer keine Opfer zu beklagen hatte, und es gibt keine Familie, die damals

keinen Täter stellte. Wenn es zu einem Tribunal à la Nürnberger Prozesse kommt, besteht die Gefahr, dass der Bürgerkrieg wieder ausbricht. Man muss ganz pragmatisch vorgehen. Das grösste Problem sind heute nicht die Roten Khmer, sondern die Armut und die Korruption. Im Übrigen möchte ich betonen, dass ich vor allem Arzt bin und daher unpolitisch.

Von der Korruption sind aber auch Sie, direkt oder indirekt, betroffen. Erkennen Sie eine Tendenz zur Besserung? Leider nein. Zur Zeit des vietnamesischen Regimes 1979–1989 war die Korruption das kleinere Problem als jetzt – insbesondere im Gesundheitswesen. Die Entlohnung des Personals ist heute so gering, dass niemand davon leben kann. Entweder lässt man sich bestechen, verkauft Medikamente auf dem Schwarzmarkt oder arbeitet weniger lang als vorgeschrieben und geht einem Zweitberuf nach.

Dieses Problem stellt sich auch bei Ihnen in Kantha Bopha? Nein, zum Glück nicht. Die wenigen Korruptionsversuche haben wir sofort mit Entlassung geahndet. Vor allem aber haben wir unserem Personal freiwillig den Lohn erhöht.

Ihr Personal verdient also mehr Geld als jenes der anderen Spitäler. Ihnen wird zudem bisweilen vorgeworfen, Kantha Bopha biete Luxusmedizin. Ein wohl unberechtigter Vorwurf, oder? Wir sind strikte dagegen, Medikamente zu verabreichen, die bei uns verboten sind und die nichts nützen, nur weil sie 20 Prozent billiger sind. Auf den ersten Blick ist Kantha Bopha in der Tat relativ teuer. Dies umso mehr, als die World Health Organization (WHO) nach dem Motto handelt: «Eine arme Medizin für arme Patienten in armen Ländern.» Eine neutrale, vom



Beatocello: Früher kämpfte er mit dem Cello gegen das Gemütssterben, heute gegen das reale Sterben kambodschanischer Kinder.

Departement für Entwicklungszusammenarbeit DEZA beauftragte Expertise hat aber vor zweieinhalb Jahren unser Vorgehen vollauf rehabilitiert und bestätigt, dass das Kosten-Wirkungs-Verhältnis nirgendwo besser ist als in Kantha Bopha. Deshalb hat der Bund seine Zurückhaltung aufgegeben und unterstützt uns gegenwärtig mit 2,5 Millionen Franken pro Jahr.

Ihr Zwist mit der WHO bezieht sich nicht nur auf die Medizinphilosophie. Sie haben die WHO sogar in Den Haag eingeklagt! In medizinischer Hinsicht kennt Kambodscha zwei Hauptprobleme: HIV und Tuberkulose. HIV wurde nachweislich von den Uno-Truppen und der Uno-Administration in der Übergangsphase 1991/92 ins Land gebracht. Und gemäss der WHO, die unzulängliche Diagnoseinstrumente einsetzt, gibt es in Kambodscha praktisch keine Tuberkulose. Unsere Untersuchungen beweisen das Gegenteil. Für mich macht es den Anschein, als ob Kambodscha marginalisiert werden soll. Thailand und Vietnam und verschiedene internationale Organisationen haben kein Interesse an einer Verbesserung der Situation in Kambodscha.

Warum denn? Und hat Ihre Klage überhaupt eine Chance? Das überbevölkerte Vietnam beansprucht Grenzgebiete des fruchtbaren Nachbarstaates. Und Thailand profitiert vom aufkommenden Tourismus in Angkor Wat weit mehr als die Kambodschaner selbst. Die Situation der Kambodschaner ist mit jener der Schwarzen in Südafrika zu vergleichen: Juristisch sind sie gleichberechtigt, faktisch geht es ihnen noch schlechter als vorher. Zum andern: Die Uno und ihre Organisationen sind nicht einklagbar. Immerhin hat mein Vorgehen dazu geführt, dass die Thematik öffentlich diskutiert wird.

Kommen wir auf Ihr Projekt zurück. Es sind nun drei ausgebaute Kinderspitäler. Siem Reap etwa wurde 2001 eine Maternité angeschlossen. Reicht dies, oder müssten angesichts der Grösse des Landes weitere Kinderspitäler folgen? Heute kommen 80 Prozent aller Kinder, die hospitalisiert werden müssten, zu uns. Das sind, wie gesagt, rund 50 000 Kinder pro Jahr. Wenn das Strassennetz im Land weiter verbessert wird, dann sollten unsere drei Zentren, die man nochmals erweitern kann, genügen. **Müssten Sie nicht auch noch ein Erwachsenenspital führen? Wird so nicht einfach**



«Ich bin den Schweizern für ihre Unterstützung sehr dankbar.»

Beat Richner, Kinderarzt in Kambodscha

das Sterben um einige Jahre hinausgezögert? Während die Kindersterblichkeit nach wie vor sehr hoch ist, sind hier die 15- bis 40-jährigen Menschen mehr oder weniger gesund. Wenn wir den Kindern helfen, die ersten Jahre zu überstehen, haben sie nachher ein gute Chance, alt zu werden. Im Übrigen sind heute 50 Prozent der Bewohner weniger als 17 Jahre alt. Ganze Generationen sind getötet worden. Kambodscha ist keineswegs überbevölkert, wie ich manchmal zu hören bekomme. **In der Schweiz sind Sie vielen immer noch als Beatocello bekannt. Gibt es ihn immer noch, und welche Bedeutung hat die Musik heute für Sie?** 1992 hätte ich mein 20-jähriges Bühnenjubiläum feiern können, stattdessen ging ich nach Kambodscha. Zur Musik habe ich, ehrlich gesagt, ein ambivalentes Verhältnis. Einerseits kommt sie mir angesichts des Leids, das ich hier vorfinde, wie ein Luxus vor. Andererseits ist sie überlebenswichtig für die Kinder

Kambodschas, weil ich mit Konzerten Geld sammeln kann. Obwohl ich oft fast zu müde zum Spielen bin, schöpfe auch ich selbst aus der Musik und aus der Reaktion des Publikums Kraft zum Weiterarbeiten. Früher kämpfte ich mit dem Cello, das der menschlichen Stimme sehr nahe kommt, gegen das Gemütssterben an. Heute bekämpfe ich mit ihm das reale Sterben. **Haben Sie Vorbilder, die Sie zu Ihrem Einsatz motiviert haben? Albert Schweitzer?** Es gibt für mich schon eine Linie von Persönlichkeiten, die mich geprägt haben. Heinrich Pestalozzi, Leo Tolstoi, Mahatma Gandhi, Martin Luther King, Nelson Mandela. Es geht um Gerechtigkeit, um gleiche Rechte für alle. Die Leistung Albert Schweitzers bewundere ich, aber sein Weg nach Lambarene war ein völlig anderer als meiner nach Kantha Bopha. Ich bin ein Kinderarzt, der fast zufällig dort landete. Er war ein Theologe und Philosoph, der Medizin studierte, um in Afrika zu wirken. Problematisch ist, dass Lambarene nach wie vor auf ausländische Ärzte angewiesen ist.

Bei Ihnen in Kantha Bopha und Siem Reap ist das anders? Wir bilden das medizinische Personal so aus, dass unser Projekt ausschliesslich mit einheimischen Kräften weitergeführt werden kann. Bereits jetzt sind neben 1280 Kambodschanern nur noch zwei ausländische Ärzte permanent im Land tätig; am Anfang waren wir 13 Ausländer und 60 Kambodschaner. Um möglichst vielen zeigen zu können, wie man ein Spital ohne Korruption konzipieren, aufbauen und leiten kann, eröffneten wir im Dezember 2002 in Siem Reap ein Ausbildungszentrum. **Als Schweizer des Jahres sind Sie für viele Junge ein Vorbild. Sehen Sie sich auch so?** Nein, ich bin kein Vorbild. Ich bin ein Gefangener meines Gewissens und komme nur meiner ärztlichen Pflicht nach: Ich lindere den Leidensdruck meiner Patienten.

Bereits 3,7 Millionen kambodschanischen Kindern geholfen

Anstatt sein 20-jähriges Bühnenjubiläum zu feiern, ging **Beat Richner** 1991 zurück nach Kambodscha, um das Kinderspital Kantha Bopha, wo er 1974/75 gewirkt hatte, wieder aufzubauen. Bis heute wurden 3,5 Millionen Kinder ambulant und weitere 220 000 stationär behandelt. Die Kosten von jährlich 18 Millionen werden grösstenteils durch Spenden der Schweizer Bevölkerung gedeckt. Im Verlag Neue Zürcher Zeitung veröffentlichte **Beat Richner** 1995 das Buch «Kantha Bopha» (ISBN 3 85823 934 8), 1996 bei Musica (Classic) die CD «Bach at the Pagoda» (Nr. 780028-2). Mehr unter www.beatrichner.com sowie www.credit-suisse/bulletin. Unterstützung auf Postcheckkonto 80-60699-1.

Wir bekämpfen
den weltweiten
Kinderhandel.



Kämpfen Sie
mit uns!



Terre des hommes

direkte Hilfe für Kinder in Not, ohne politische,
rassische oder konfessionelle Vorurteile

www.tdh.ch

PC-Konto: 10-11504-8

Stiftung Terre des hommes
En Budron C8
CH-1052 Le Mont-sur-Lausanne
Tel. +41 21 654 66 66
Fax +41 21 654 66 77
info@tdh.ch



CRÉATEUR D'AUTOMOBILES

RENAULT
VEL S^{ATIS}

Wer ihn sieht, ist begeistert. Wer ihn fährt, ist fasziniert. Denn so aufregend sein Design ist, so ruhig und souverän ist sein V6 Common-Rail Dieselmotor (180 PS)*. Willkommen im Renault Vel Satis. Infos unter 0800 80 80 77 oder www.renault.ch

*Renault Vel Satis Expression 180 PS, 2958 cm³, Treibstoffverbrauch 8,7 l/100 km, CO₂-Emissionen 232 g/km, Treibstoffverbrauchskategorie C.



Das gewisse Etwas gibt es jetzt mit V6 Common-Rail Dieselmotor.